



14 Jg

Nr. 9



# Elsas-Land Lothringer Heimat



1

9

3

4

Monatschrift für Heimatkunde & Touristik

137

# Elsassland $\diamond$ Lothringer Heimat

Monatsschrift für Heimatkunde und Touristik

Verlag: Société d'Édition „ALSATIA“ S. A. GUEBWILLER (Haut-Rhin)

Directeur gérant: E. MEYER.

Inlandspreis für den Jahrgang .. 30 Frs.    Auslandspreis: 7,50 Reichsmark od. 9 Schweizerfranken.

Inlandspreis für Einzelhefte .. 3.00 Frs.    Auslandspreis: 75 Pfennig oder 90 Schweizercentimes.

Alle Anfragen, Abonnements- und Inseratenbestellungen, Manuskripte sind zu richten an den Verlag „Elsassland - Lothringer Heimat“ in Guebwiller. — Postscheckkonto Strassburg 2573. — Postscheckamt Karlsruhe Nr. 70162.

## Forces Motrices du Haut-Rhin

Secteur de Guebwiller

### Verkaufs- und Ausstellungs-Magazin

5, Rue de la République, 5

**GUEBWILLER**

Grosses Lager in

elektrischen Beleuchtungskörpern aller Art.

Sämtliche elektrische Haushalts-Apparate

in erstklassiger Ausführung.

Tel: 882

## A-GUEIROARD



TRAIT - SIMILIGRAVURE - TRICHROMIE

## Westermanns Monatshefte

Die Septemberrnummer von Westermanns Monatsheften eröffnet den 79. Jahrgang dieser ältesten deutschen illustrierten Monatsschrift. Staatssekretär Dipl.-Ingenieur Gottfried Feder schreibt über «Das deutsche Siedlungswerk». Gertrud Scholtz-Klink, gibt Gestalt und Ziel des «Deutschen Frauen-Arbeitsdienstes» bekannt. Für «Das geistige Deutschland und seine Kunst» legt der Dichter Hermann Stehr Bekenntnis ab, während Dr. E. Gründel die zwingende Forderung nach geist. Führerauslese erhebt. Es finden sich weiterhin ein Beitrag über «Richard Wagners revolutionäre Helden» von Dr. Karl Rich. Ganzer, Betrachtungen des bekannten Rekordläufers Dr. Otto Peltzer über die Olympischen Spiele 1936 in Berlin und eine neuartige Darstellung der Marneschlacht von dem Direktor am Reichsarchiv, Oberstleutnant a. D. Wolfgang Foerster. Tiefdruckaufsätze zeigen Bilder von der Kurischen Nehrung und geben Einblick in Leben und Werk des Bildhauers Wilhelm von Winterfeld. Das eigene, einzigartige Schaffen des Malerromantikers Karl Leopold wird in einem mit farbigen Wiedergaben feiner Gemälde geschmückten Aufsatz gewürdigt. Der unterhaltende Teil bringt den ersten Roman der kürzlich mit ihrem Novellenband «Unter den Eichen» bekannt gewordenen Margarete Schiestl-Bentlage «Das blaue Moor». Zwei farbig bebilderte Beiträge heissen vielversprechend «Feen mit goldenen Glöckchen» und «Piesekoll, der Horizontverschlinger». Zwei andere heitere Erzählungen mit lustigen Zeichnungen haben der Präsident der Reichsschrifttumskammer Hans Friedrich Blunck und der rheinische Dichter Heinz Steguweil geschrieben. Eine weitere Novelle von Hermann Eris Busse, künstlerisch wertvolle Bildwiedergaben, Gedichte und viele andere kleine Beiträge vervollständigen den Reichtum des wertvollen Heftes. — Probenummern kostenlos vom Verlag in Braunschweig.

## Gewiss hat ihre Mutter

schon gerne in der bekannten Confiserie DARSTEIN eingekauft und es ist ihnen vielleicht, wie so vielen, eine angenehme Tradition, da weiter zu kaufen, wo traute Erinnerungen an die Kinderzeit Sie hinziehen! Die Firma DARSTEIN ist weithin im ganzen Land bekannt für ihre ausgezeichneten Qualitäten und sie bietet ihrer Kundschaft auch wirklich gutes, trotz den billigen Preisen.

Ein kleiner Versuch macht Sie schon zum dauernden Kunden. Achten Sie aber im eigensten Interesse auf die nachstehenden Adressen der drei offiziellen.

### Darstein-Verkaufsstellen in Strassburg

Jungferngasse 3, Alter Weinmarkt 20, Langstrasse 16.

## Clicherie Alsacienne

### STRASBOURG-NEUDORF

17 Rue de Mulhouse

Téléphone 6399





# Elsass-Land Lothringer Heimat

14. Jahrg.

SEPTEMBER 1934

9. Heft

## Der honorable Maire Biss von Diefenthal

Von Alfred Pflieger

Das Dörflein Diefenthal liegt in anmutiger Lage zwischen Dambach und Scherweiler, in Reben eingebettet, am Abhange des Diefenthaler Schildes, des zweithöchsten Gipfels des Dambacher Berges (657 m). Den östlichen Vorsprung, der auf den Vogesenkarten als Viktoriaberg eingetragener ist, krönt ein Lusthäuschen, von dem man eine angenehme Fernsicht über das grüne Rebenmeer bis nach Schlettstadt im Süden und den Epfiger Buckel im Norden genießt. Geradeaus erstreckt sich das von stolzen Pappelreihen durchzogene Wiesengelände des Scherweiler Bruches, aus dem in dunstiger Ferne die Flaschentürme der Abteikirche von Ebersmünster aufragen. So klein das Winzerdörflein ist — nach der Topographie von Clauss hat es 250, nach dem Reichsland 227 und nach den jüngsten statistischen Erhebungen von Schneider und Spiel 191 Einwohner — marschiert es insofern an der Spitze aller Rebgemeinden, als es zu allererst im Unter-Elsass den Herbst eröffnet. Diese Vorzugstellung verdankt es seinem unvergesslichen Bürgermeister, dem im ganzen Elsass wohlbekanntesten honorable Maire Biss von Diefenthal.

Die Diefenthaler Weine erfreuen sich eines alten Rufes. Um das Jahr 1000 holen sich die Mönche der Abtei Hugshofen, welche durch Schenkung Güterbesitz erhielten, ihren Weizen. Um 1180 erscheint auch das Kloster Eschau begütert. Obwohl ausserhalb des Tales liegend, gehörte das Dorf zur Herrschaft Weileroder Albrechtstal, welche durch Anna von Hohenberg, die Gemahlin Rudolfs von Habsburg, im Jahre 1245 an das Haus Oesterreich gelangte, und teilte ihre politischen Geschicke. Die oberhalb Diefenthal auf dem Ritterberg gelegene Burg Ortenburg war Amtssitz der Herrschaft. Sie ist 1633 von den Schweden verbrannt worden. Das Dorf selbst wurde bereits im Bauernkrieg

1525 ebenso wie das nahe Scherweiler vollständig zerstört. Dabei ging wohl auch die von Hugshofen-Andlau bezehnte alte Kapelle des hl. Michael in Flammen auf. An ihrer Stelle erhebt sich heute auf einem Felsen dem Gebirge zu die weissgetünchte Kirche, welche die kleinen Winzerhäuser wie eine massige Burg überragt.

Die Bewohner, die fast ausschliesslich Rebbau treiben, charakterisiert ein Kenner folgendermassen: «Die Diefenthaler sind von einem ganz besonderen Schlag. Selten heiratet einer in ein anderes Dorf, selten auch kommt ein Fremder durch Einheirat in das Dorf. So kommt es, dass die ganze Bürgerschaft miteinander verwandt ist. Es gibt nur wenige Familiennamen im Dorfe. Alle Diefenthaler sind einander ähnlich. Sehr viele haben schwarze Bärte, unter denen hochgewölbte, rötliche Wangen hervorschauen. Trotz der geringen Einwohnerzahl gibt es im Dorfe mehrere Greise, die über 80 Jahre alt sind» (L. Gisselbrecht, Die Vogesen 8 (1914), 79). Die Umwohner nennen sie «Manjeelstorze, Manjeelstiel» von der Kultur des Gartenmangolds, dessen Stiele und Blätter ein wohlschmeckendes Gemüse abgeben. Weil sie so gutmütig sind, dass sie kein Arrestlokal brauchen, necken sie die Dambacher, sie würden unter ein gestürztes «Fuehrbüttje» (Herbstbottich) gesetzt, wenn sie in Haft genommen werden sollen. Die Dambacher und Diefenthaler leben von jeher als gute Nachbarn auf etwas gespanntem Fuss, und wenn der Neue in den Kellern gärt, geraten sie nicht selten aneinander. So hielten einst die Diefenthaler zu Ehren ihres legendären Wappentieres einen Affen — schon mancher hat im Herbst einen Affen von Diefenthal heimgetragen —, die Dambacher aber einen Bären im Zwinger. Beide Tiere jedoch brachen eines Tages gleichzeitig aus und stiessen im Walde aufeinander. Nach Aussage



der Diefenthaler hätte ihr Affe dem plumpen Petze mächtig zugesetzt und von luftiger Baumkrone aus sich über den heulenden Bären gar lustig gemacht. Neckereien über diesen heldenhaften Tierkampf sollen bis auf den heutigen Tag Anlass zu blutigen Raufhändeln der beiderseitigen Burschenschaft geben. Gar oft musste der honorable Maire Oel in die hochgehenden Wogen der erregten Volksseele giessen.

Wir haben mit diesem Ortsbilde den Rahmen gezeichnet, in den sich das Lebensbild des volkstümlichen Mannes natürlich einfügt. In dieser Umgebung wurde Simon Biss am 7. Oktober 1831 geboren. Schon auf den abgerutschten Holzbänken der kleinen Dorfschule überflügelte der Knabe seine Mitschüler durch seine rasche Auffassungsgabe und die spielende Aneignung der französischen Sprache. Ausser der Volksschule hat er keinen weitem Bildungsgang genossen, wie er seiner Begabung entsprochen hätte. Schuld daran war der frühzeitige Verlust seines Vaters. Seine jungen, kräftigen Arme mussten der verwitweten Mutter, der Kronenwirtin, in der Führung der Wirtschaft und des Rebbaues zu Hilfe eilen. Als Sohn einer Witwe war er auch vom Militärdienst befreit und brauchte im 70er Kriege nicht unter die Waffen zu treten. Mit Politik hat er sich nie befasst, alle seine Sorgen waren auf die Verbesserung des Weinbaues und der Kellerwirtschaft gerichtet, die früher in Diefenthal wenig einträglich waren. Damit trat er in die Fusstapfen seiner Vorfahren. Was Ehrhard Wantz für die Einführung des Traminers in Heiligenstein getan hat, hat die Familie Biss für Diefenthal geleistet. Im Jahre 1800 pflanzten die Familien Biss und Carl ein neues Gewächs, den Gutedel und Knipperle, an, das infolge der günstigen Lage und besonderen Bodenbeschaffenheit vortrefflich gedieh und schnell reifte.

Politisch ein unbeschriebenes Blatt, war Biss der geeignete Mann, im Jahre 1871 das Amt des Bürgermeisters in seiner Gemeinde zu übernehmen. Er hat dies Ehrenamt während 42 Jahren bis zu seinem letzten Atemzuge bekleidet. Während dieser langen Zeit hat er unermüdlich für das Wohl seiner Gemeinde und Mitbürger gearbeitet und so nachhaltige Spuren lebendigster Wirkung hinterlassen, dass Diefenthal heute noch von seinem Lebenswerke zehrt. Ein Standbild wie der Heiligensteiner Rebmann besitzt der honorable Maire zwar nicht, doch hat er sich durch die Errichtung einer Wasserleitung, die das wasserarme Dörflein durch eine 9 km lange Rohrleitung mit frischem Gebirgswasser versorgt, das schönste Denkmal bleibender Erinnerung geschaffen.

Im Jahre 1877 wurde die neue Wasserleitung feierlich eingeweiht. Damals schon zeigte sich die eigenartige Politik, die der geborene Praktiker

verfolgte, um ohne grosse Kosten zu dem weit gesteckten Ziele zu gelangen. Die Wasserleitung hatte er mit Unterstützung der Regierung gebaut, bezahlt war sie aber noch lange nicht. Die feierliche Einweihung musste noch ein rundes Sümmelein eintragen. Darum hatte er die Notabeln von Schlettstadt zur Festweihe eingeladen: den Kreisdirektor und nachmaligen Bezirkspräsidenten Pöhlmann, den Bürgermeister, Forstmeister, Kreisschulinspektor, die Offiziere des Jägerbataillons und andere markante Persönlichkeiten der Gesellschaft. Sie waren zahlreich erschienen. Die Weiherede des Bürgermeisters blieb den Gästen noch lange im Gedächtnis. Der Eingang soll folgendermassen gelautet haben: «Meine Herren! Der sehnlichste Wunsch unserer Vorfahren, deren Asche dort oben auf uns herabblückt, war, eine Wasserleitung zu besitzen. Heute ist dieser Wunsch in Erfüllung gegangen. . . » Nach den offiziellen Reden verfügten sich die Gäste in das Schulhaus, wo die Tafel für das Festessen gedeckt war. Die Speisen waren schmackhaft, die Weine gut, die Stimmung sehr angeregt. Da erhob sich der honorable maire zu einer Dankrede für seine Gäste, auf welche die Gemeinde Diefenthal stolz und die zu bewirten für ihn eine Ehre wäre. «Meine Herren», fuhr er fort, «dass das Essen gut war, zeigt mir ihr Appetit und die fröhliche Laune. Ich meine nun, dass in Anbetracht der Lage 3 M. pro Kopf und Gedeck nicht zuviel ist. Ich erlaube mir daher, das Geld durch den Gemeindediener gleich einsammeln zu lassen, und leere mein Glas Diefenthaler auf das Wohl meiner hohen Gäste.» Alles lachte über den guten Einfall und legte sein Scherflein auf den Sammelteller. Als aber beim Nachtsch nochmals für die Wasserleitung gebettelt wurde und der Kreisdirektor einen Goldfuchs in den Teller warf, gab es lange Gesichter. Das tat aber dem schlaun Bürgermeisterlein nicht weh: es hatte sein Geld.

Sein nächstes Ziel war, Diefenthal, das bislang eine Annexe von Scherweiler war, zur selbständigen Pfarrei erhoben zu sehen. Das geschah im Frühjahr 1881, nachdem die Gemeinde ein neues Pfarrhaus erstellt hatte. 1886 wurde das aus dem Jahre 1762 stammende Kirchlein gründlich renoviert und 1901 durch den Anbau eines neuen Chores nebst Sakristei bedeutend vergrössert. 1890 erhielt die Gemeinde ein neues Schulhaus, dessen Kosten zum grössten Teil der Staatskasse zur Last fielen. Biss wusste, wie man die grossen Herren mit dem langen Arm behandelte. Er war ein feiner Menschenkenner, dem sein barocker Humor Türen öffnete, die gewöhnlichen Sterblichen verschlossen blieben. Als der Neubau fertig stand, war dem Herrn Maire der Schulhof nicht gerecht, da von einem Nachbarhaus die Schweinställe hineinragten. Sie stürten

sein Schönheitsgefühl und mussten verschwinden. Er machte dem Besitzer ein Kaufangebot über das andere, bis er auf den Verkauf einging. Aber die Gemeindegasse war leer, Er richtete also ein Unterstützungsgesuch an die Regierung. Daraufhin kam eine Kommission zur Ortsbesichtigung unter Führung des Baurats Dominikus. Dieser fand die Ausgabe überflüssig. Dorfkinder störten sich an so etwas nicht, sie seien den Anblick und den kräftigen Geruch der Schweineställe gewöhnt. Da unterbrach der arme Maire, der seine Felle fortschwimmen sah, den Redefluss des Regierungsvertreters, fasste ihn unter dem Arm und führte ihn weg: «Awer, Herr Dominikus, was verstehn denn ihr von der Söujucht! Kümme emol mit heim, mir welle zersch ein trinke!» Dort schenkte er ihm so tüchtig ein, dass er seinen Schulhof bewilligt bekam.

Mit Stolz blickte Biss auf Pfarrhaus, Schulhaus und die vergrösserte Kirche als seiner Hände Werk. Aber er war noch nicht zufrieden. Das Kirchlein hatte nur eine Glocke, mit der man nicht zusammenläuten konnte. Da kam ihm ein rettender Gedanke. Am nächsten 27. Januar ging er mit seinem getreuen Adjutanten, dem Lehrer Stehle, zum Kaiseressen im Schlettstadter Barbarasaal. Nach dem Kaiserhoch stand der honorable maire auf, klopfte an sein Glas und brachte zur allgemeinen Verblüffung einen Toast auf seine Heiligkeit den Papst aus. Das war in den Annalen der Schlettstadter Weltgeschichte noch nie dagewesen und bildete noch lange den Gesprächsstoff der Kleinstadt. Als ihn nachher Freunde vorwurfsvoll fragten, warum er zum Kaiseressen gegangen wäre, entgegnete er treuherzig: «Ir dumme Kaiwe, ich brüch halt e Kanönel für e zweits Glöckel!» Er sah sich in seiner Erwartung auch nicht enttäuscht, Diefenthal erhielt seine zweite Glocke. «Mes chers amis», erklärte er seinen Freunden, «gouverner c'est prévoir, dis isch der ganze truc vom politische Kunschthafe!»

In die gewöhnliche Menschenrede übersetzt, heisst das, dass er den Satz von der Politik als der Kunst des Möglichen mit seinem gesunden

Menschenverstand einfach auf die Dorfpolitik übertrug. Er war kein Mann der Halbheiten, aber auch kein gewissenloser Neuerer, der seinen Mitbürgern unerschwingliche Lasten aufbürdete. Mit weitausschauendem Blick und kühler Berechnung gründete er eine Darlehenskasse für notleidende Bürger, er trieb reale Bodenpolitik, indem er ödes Brachland in fruchtbaren Waldboden verwandelte und dem Militärfiskus ein unfruchtbares Gelände vorteilhaft zur Einrichtung von Schiesständen verkaufte. Mit dem Erlös gründete er einen Reservefonds für die Gemeinde. Nicht zum mindesten verdankt Diefenthal dem tatkräftigen Vorgehen seines Ortsvorstandes den Vorteil, dass er alljährlich zur Zeit der Herbstöffnung die Aufmerksamkeit der Weinaufkäufer auf den frühen Herbst in Diefenthal lenkte und so für einen schnellen und preiswerten Absatz sorgte. Seine Stellung als Gastwirt und Weinsticher nützte er nie zu persönlichem Vorteil aus. Im Gegenteil, wenn er verschuldeten Winzern das Geld für verkauften Wein brachte, redete er ihnen derb, aber wohlmeinend ins Gewissen, dass sie vor allem ihre Schulden zahlen müssten. Für alle Mühseligen und Beladenen hatte er ein



Der honorable Maire Biss

Wort des Trostes und der Aufmunterung. Seine Leutseligkeit und Hilfsbereitschaft gewann ihm die Herzen aller Bewohner der Umgegend ohne Unterschied der Konfession. Ueberall war er geschätzt und geehrt, vor der kleinen, dicken Gestalt des honorable maire zog jedermann den Hut. Dabei war er offen, ohne jeden Hintergedanken und sagte als freier Mann, was er dachte.

Sein angeborener Mutterwitz war allgemein bekannt. Mit kluger Berechnung stellte er ihn in den Dienst seiner Politik und scheute auch vor Schildebürgerstreichen und Eulenspiegelereien nicht zurück, wenn er nur die Lacher und Geldgeber auf seiner Seite hatte. Mit grosser Natürlichkeit spielte er den dummen Bauern, um zu seinem Ziele zu gelangen. Die Leute in gute Laune zu versetzen, um sie für seine Zwecke, die stets die der Gemeinde waren, einzuspannen, das war

seine grosse Kunst. Ohne zu kriechen und zu katzbuckeln, verstand er es, die Regierungsmänner nach seiner Pfeife tanzen lassen. Wie er mit Menschen umzugehen verstand, das mögen einige Anekdoten dartun, die heute noch in Schlettstadt im Umlauf sind.

In seinem Schriftwechsel unterzeichnete Biss wie ein kleiner Potentat stets mit seinem vollen Titel nebst Orden und Ehrenzeichen: Biss, honorable Maire de Dieffenthal, chevalier de l'ordre de la couronne royale IV<sup>e</sup> classe. Darunter tat er es nicht, das gehörte zu seinen Marotten. Bei seinem 25-jährigen Jubiläum als Bürgermeister soll Biss folgenden Brief an den Kaiserlichen Statthalter geschrieben haben:

Mon cher ami,

Heute sind es 25 Jahre, dass ich Bürgermeister der Gemeinde Dieffenthal bin. Dieffenthal ist zwar nur eine kleine Gemeinde. Aber in den langen Jahren habe ich soviel erfahren und gelernt, dass ich jetzt ganz gut eine grössere Gemeinde als Berufsbürgermeister verwalten könnte. So eine Gemeinde wie Schlettstadt glaube ich ganz gut versehen zu können, auch Hagenau wäre mir recht. Ich bitte den Herrn Statthalter bei Besetzung der Posten sich meiner gefälligst erinnern zu wollen.

S. Biss,

Honorable maire de Dieffenthal,  
Chevalier etc.

Für die Echtheit des Briefes büрге ich nicht, da mir das Original nicht vorgelegen hat. Er fällt in die Zeit, wo die bezahlten Berufsbürgermeisterstellen in den grösseren Stadtgemeinden auf die Bahn kamen. Nicht so höflich war der Brief an den Kreisdirektor Pöhlmann, der in seinem Militärverhältnis Rittmeister d. R. der Cheval-légers war. Er machte gerne seinen Morgenspazierritt, gefolgt von seinem Schlettstadter Diener Juchert. Dabei kam er eines Morgens durch Dieffenthal, ohne bei dem Bürgermeister vorzusprechen, wie er es gewöhnlich tat. Das fuchste den Herrn Maire, der gerade etwas auf dem Herzen hatte. In seinem Unmut riss er kurzerhand eine Ecke des Elsässers, seines Leibblattes, los und schrieb darauf im Lapidarstil: «Mon cher ami! Auch ein Rittmeister der Cheval-légers darf beim Bürgermeister von Dieffenthal einkehren.» Pöhlmann nahm dem guten Polterer die Formlosigkeit nicht übel.

Sein Nachfolger in der Verwaltung des Kreises, Kreisdirektor Dieckmann, trug lange ein berühmtes Gesuch des honorable maire als Kuriosum bei sich und las es Freunden und Bekannten vor. Biss war in der Körkommission für Zuchtstiere, ein Ehrenpöstchen, das nichts eintrug und mit unbequemen Reisen verbunden war. Um aus

dieser sog. Stierkommission herauszukommen, richtete er folgenden Brief an den Kreisdirektor: «Mon cher ami, Es ist jetzt schon lange Zeit her, dass ich membre bin von der Stierkommission. Ich bin jetzt schon in einem gewissen Alter, wo man nicht mehr gerne reisen tut. Das tät auch mein Freund Tochter, der Maire von Kinzheim, meinen. Er ist auch schon alt und asthmatique. Es wäre Zeit, dass wir Alten aus der Stierkommission herauskämen. Wenn einmal so ein Mummel tät wütig werden, wären mir zwei Altı verrätzt. Ich meine halt, jüngere Kräfte wären besser am Platz bei den Stieren. Deshalb bitte ich Sie, mon cher ami, als Vorsitzenden der Stierkommission um meine gütige Entlassung.»

Als Mitglied der Aushebungskommission kam Biss noch oft genug mit dem Kreisdirektor zusammen. Einmal gab es bei dem nachfolgenden Bankett kräftigen Bauernkäse zum Nachtsch. Dieckmann rühmte seine Würze. «Ist das ein guter Käse», meinte er zu Biss. «Die Wackelstein do gueti Kas? Nein, Herr Kreisdirakter, do verstehn ir nix dervon. Warte, ich will eüch emol e rachte Bürekas bringe!» Ein Mann, ein Wort! Beim nächsten Besuch in der Kreisdirektion nahm er einen rechten, grossen, dicken Firnekäs mit, wie ihn nur die Dieffenthaler herstellen können. Als er den Hof der Kreisdirektion überquerte, sah er in der Dienstwohnung gerade ein Fenster offen stehen. Da kannst du dir einen Gang sparen, dachte der praktische Maire und warf das Käspäckchen zum Fenster in das Zimmer hinein, wo der gute Käse unter das Bett der gnädigen Frau rollte, ohne seine Anwesenheit anders als durch seinen Geruch kundzutun. Abends rümpft Madame beim Betreten ihres Zimmers die Nase über den Gestank. Sie durchstößt Schubladen und Schränke und verbringt eine schlaflose Nacht. Frühmorgens wird der Herr Gemahl befohlen, um die Ursache des aufdringlichen Parfüms festzustellen. Der Herr Kreisdirektor lässt seine Nüstern spielen: «Aha, den Duft kenne ich! Da muss wo ein Bauernkäse stecken. Richtig, der honorable maire hat mir eine Kostprobe in Aussicht gestellt. Lass mal die Minna suchen, sie wird den Stinker schon finden.» Und so geschah es, die Dienerschaft fand den schon fortgeschrittenen Bauernkäse unter dem Bette, der zur Strafe vom Kreisdirektor mit Behagen verspeist wurde.

In dem Bestreben, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, ging Biss manchmal bis an die Grenze des Erlaubten und schreckte auch vor einer Abgeschmacktheit nicht zurück. Dafür nur ein Beispiel. Im Jahre 1899 hatte Schlettstadt dem Kaiser die Ruine der Hohkönigsburg geschenkt. Vor dem Bau der neuen Bergstrassen über Kinzheim und St. Pilt benützte der Kaiser bei seinen



Besuchen den alten Weg über Forsthaus Wanzel. Mit der Ueberwachung der Absperrmassnahmen war Kreisassessor Baron von Fichard betraut. Als er an dem Kestenhölzer Bahnhof durchfährt, sieht er in den vordersten Reihen der neugierigen Zuschauer auch das fröhliche Weingeficht des honorable maire, der im hohen Hut und ordengeschmückt angetreten ist. Er begrüsst den alten Freund und fragt verwundert, was das für eine Medaille wäre neben dem Kronenorden. «Die do?» sagte der Herr Maire, «die hawi bekumme uf ere Viehprämierung für e schöns Stierel. Awer wü der Mummel nimm labt, hab ich se anhängt, ich hab se äü verdient, Herr Assasser!»

Die Schenkung der Hohkönigsburg brachte ihn wieder auf einen genialen Gedanken. Im Neubruchgewann hatte er einen lästigen Felsblock, den er gern auf fremde Kosten entfernt hätte. Zuerst taufte er ihn Viktoriafelsen. Dann bot er ihn dem Statthalter als Sockel für das neuerrichtende Kaiser-Wilhelmdenkmal an. Leider ging dieser nicht auf den Leim. Ebensovienig der Strassburger Gemeinderat, dem er denselben für die Orangerie schenken wollte. Schliesslich gelang es dem schlaunen Fuchs doch, den Stein des Anstosses zu Denkmalszwecken nach Lothringen abzuschieben.

Für seine Geschäftstüchtigkeit spricht folgendes Geschichtchen. Als Altbürgermeister Back von Strassburg Bezirkspräsident wurde (1880), schrieb ihm Biss einen Glückwunschbrief, der in die Empfehlung auslang: «Für den Bezirkspräsidenten des Unter-Elsass ziemt es sich, dass er einen guten Diefenthaler Wein in seinem Keller liegen hat. Ich erlaube mir daher, Ihnen einen Hekto guten Alten für festliche Gelegenheiten zu übersenden. Rechnung folgt nach.» Back, der das alte Original vom Hörensagen kannte, behielt den Wein und liess ihn noch lagern, damit er flaschenreif würde. Als er ihn jedoch später einmal bei Tisch vorsetzte, machten alle lange Gesichter. Der Wein hatte an Gehalt eher verloren als gewonnen. Der Diefenthaler will bald getrunken sein.

Den weitesten Widerhall wusste Biss sich durch das Sprachrohr der Presse zu verschaffen, indem er alljährlich einigen ihm nahestehenden Blättern — die Strassburger Post war nicht darunter — seine wunderlichen Herbsterlasse zusandte, auf die das ganze Land mit Spannung wartete. Diese Herbstaufrufe, mit denen er die Weinlese im Elsass eröffnete, waren eine eigenartige Mischung von entzückender Einfalt und berechnetem Witz, bei denen man nie wusste, wo der Ernst aufhört und das Spiel beginnt. Leider hat die Presse meist seine eigenwillige, auf ko-



Photo Jap

Rebkapellchen bei Diefenthal

mische Wirkung berechnete Rechtschreibung verbessert, weil sie kein Verständnis für diese groteske Literaturgattung hatte. Er brachte es fertig, das Wort Schullehrer, vorne mit und hinten ohne h zu schreiben. Ich habe mir die Mühe nicht verdriessen lassen, einige dieser drolligen Berichte aus alten Zeitungsjahrgängen auszugraben, um sie als Kostproben volkstümlichen Stils hier mitzuteilen. Sie verdienten es, insgesamt gesammelt und veröffentlicht zu werden. Je nach dem Ausfall des Herbstes sind diese Kundgebungen kurz und gottergeben bescheiden oder lang und frohlockend.

1900: Mittwoch den 20. September fängt am Viktoria-Berg der Herbst an im Elsass. Der Herbst fällt aller Aussicht nach mittelmässig aus. Die Trauben sind seit langen Jahren nicht so gelb und reif gewesen. Man erwartet einen der besten Weine. Bonum Winum Ledificat est Coromunus (sic). 1901 ist ein kläglicher Herbst, der honorable maire hat die Sprache verloren und notifiziert nur den Herbstbeginn auf den 18. September.

1902: Herbstanfang Dienstag den 30. September. Es gibt wenig Wein. Weintrinker, verzage nicht! Uebers Jahr kommt es besser. Qui vivra, verra!

1904: Herbstanfang am Montag den 12. September. Leider kein Mittelherbst. Da kommt es mir vor, als hörte ich ein grosses Getrommel und wenig Soldaten. Einen starken Wein gibt es.

Achtung, ihr Velofahrer, wenn ihr von solchem Wein trinkt, dass ihr nicht herunterfallt, denn ich weiss aus Erfahrung: vom Velo herunterfallen geht furchtbar schnell.

1905: Wegen des anhaltenden Regenwetters wird die Weinlese in Diefenthal knallefalls am 16. September eröffnet.

Viktoria Wein  
Soll der Beste sein!  
Das ist so wahr,  
So sonnenklar:

Denn kaum wird er in der Gährbütt liegen,  
Wird er schon viele Oechsle wiegen.  
In dem steckt Kraft un Luschtbarkeit,  
So han vu jehar d'Alte gsait.

Hoffentlich wird der Neue ein bisschen schneller weggeholt als der Viktoriafenel, denn der liegt noch immer da droben. Was den diesjährigen Herbst anbelangt, so könnt Ihr, mon cher ami, getrost ins Tageblatt drucken, dass er ein zufriedenstellender ist, und wir sind en mesure, die Käufer gleichfalls zufrieden zu stellen mit unserm 1905er Friedenswein, wie wir ihn getauft haben.

Wer ihn anders taufen will,  
Der mache es à domicile.  
Doch diesen darf er nicht verkaufen,  
Er muss ihn, ma foi, selber s — — —

1906: Mon cher ami Rédacteur, Herbstanfang in Diefenthal den 29. September. Alle Festlichkeiten, alle Ausflüge, alle Radtouren zu Ende. Jetzt blickt alles auf den Herbst. Nur mit traurigen Blicken blickt der Rebmann auf seine getane Arbeit zurück, wo er im Schweiss seines Angesichtes sein Brot gegessen. Nach den schönen Aussichten, die wir dieses Jahr gehabt, ging der Rebmann morgens in seinen Weinberg. Mit Freuden hat er gesungen: Ut fructus terrae dare et conservare digneris.

Jetzt heisst es: Herr, hilf uns, sonst gehen wir zu Grunde! Rebmann, verzage nicht! Frisch gewagt, ist halb gewonnen! Tröstet euch mit mir!

Der Herbst war doch besser als sein Ruf, das zeigt ein kurzer Nacherlass: Mit Freuden tue ich zu wissen, dass der Herbst bei uns am Viktoriabergr besser ausgefallen ist, als man geglaubt hat. Es ist der schöne Preis von 16 M. bezahlt worden. Jeder hat können nach Belieben verkaufen. Grâce à Dieu nous sommes rétablis.

1908: Die Fröhliche Tage sind für den Rebmann bereits vor der Tür. Wo mancher Gewerbsmann einen Ausflug gemacht hat bis nach Airolo oder sonst eine Badesaison, so hat der Rebmann mit seiner Arbeit niemals abweichen können. Zu der Arbeit, wo der Rebstock erfordert, kommen noch immer Neue lasten wie Ascher, Blattfall, Tröxlen, Sauerwurm, Spring-

wurm, Reblaus ausgesetzt noch den Schlossen. Vor allem dem hat uns der Allmächtige Schöpfer Gut erhalten, so das wir Sagen können, die Reberge Diefenthal und Dambach sind die besten im Elsas.

Wir singen jetzt: Pleni sunt coeli et terrae Majestatis gloriae tuae! Kommt jetzt, ihr Weinkäufer, und vergesst nicht: Wiktoriawein soll der Beste sein.

1909 gibt der Alte vom Berge nur eine kurze Notiz aus, er vervollständigt sie aus dem Herbst: Ich möchte gern Ihnen die Preise sagen vom Neuen Wein, aber es ist noch unmöglich, weil er dieses etwas weniger sich machen wird als letztes Jahr, 19 M.! So geht das alte Sprichwort in Erfüllung: beim vollen Keller kann der Wein aufschlagen und beim leeren Keller kann er abschlagen. Man fragte mich, wie sich die Weine auch nennen beim aufschreiben im Kellerbuch. So weit ich es verstehe, so: Einziger Wein — Vino reallo; gemischter Wein — Vino cupano; Trinkwein: Vino trinquo. Votre amico: Biss.

1910 drucken die Zeitungen die «klassischen Zeilen» des honorable maire, der den Herbstbeginn mit seinem alten Humor, aber auch mit einem starken Einschlag von Resignation auf den 26. September festsetzt, leider nicht ab. Sie schliessen nur aus der Wehmut, die aus seiner auf das Elsass losgelassenen Proklamation herausklingt, dass es nicht rosig um die Hänge des Viktoriabergrs steht. Halb Poesie, halb Prosa tönt's vom Diefenthaler Hügel: Nichts heiteres gibt es auf der Welt, als wenn es Zeit zum Essen, und es wird nichts aufgetragen. Glückliche der Mensch, der leicht vergisst, was doch nicht zu ändern ist!

1911 lautet das offizielle Herbst-Bulletin: Ich berichte Sie, das der Herbst anfangt den 28. September, jetzt ist der vielgeliebte und gute Wein vom Jahre 1911 angekommen. Schon vor vielen Jahren haben die Hochgelehrten geweissagt, es wird nicht mehr so heiss wie Früher. Die Sonne hat Flecken. Aber dieses Jahr sind die Flecken verschwunden. Also ist es noch nicht gefährlich mit der Sonne, dass sie verschwindet. Auf diese Hitze hin hoffen wir bessere Weinjahre. Verzagt nicht, die Welt geht noch nicht unter.

1912: Herbstanfang ist dieses Jahr ein unbestimmter Tag, weil es viele Rebleute gibt, wo gar nichts zu Herbstn haben, wie andere wo jetzt schon Herbstn und nehmen die faulen Trauben mit den gesunden unreifen zusammen. Was wird das für einen Wein geben? Da gab mir ein Mann aus einer Nachbargemeinde zur Antwort: «Besser ebis als gar nichts.» Ich gab Ihm nicht Unrecht, aber doch was nicht Reif ist, kann kein gesunder Wein geben.



Photo Jap

Diefenthal, Ansicht vom Berge

Die Reben sind verfroren bei einem warmen Winter, und am Früh Jahr kam ein Reifling in der Nacht, nimt den Reben Ihre Pracht, die Sonne gibt keinen schein im august bis in den halben september hinein.

Die schöne Ernte, die vielen Kartoffeln und das häufige Ohmet geht in Fäulnisst über, die ganze Welt geht kabores und keiner hat kein Kreuzer mehr. Ich habe vor etlichen Jahren in Dambach gesagt: «Ich bin ebenfalls dafür, um den Rebstock zu verbessern.» Aber meine Herren, Weinjahre muss es geben. Ich habe schon viele verflossene Jahre Ermannt, woher die guten Jahre herkommen. Ich könnte heute sagen, sie vergassen ihren Gott und Gott vergass sie auch.

Aber bei solchen Zeiten sind die Damen eitel, weil sie alle tragen schiefe Scheitel, die Eitelkeit spielt die Hochmutsroll und füllt in den grossen Städten wie in den kleinen Dörfer die Gasse voll. Als ich solches sehe, thut mirs Herz im Leibe weh, willkürlich schüttels mich, aber dabei denck ich Innerlich:

Ach Gott, wie mager! Ach Gott, wie mager! Ich krüsse euch, Ihr liebe Rebmänner, gehn mit mir, wir hofen bessere Zeiten.

Es sollte sein letzter Herbstbericht sein. Nach-

dem der allzeit rührige Mann trotz seiner 82 Jahre die Weinernte versorgt hatte, legte er sich hin und entschlief nach kurzem Leiden am 29. Dezember sanft im Herrn. Er starb mit der Gewissheit, dass seine Lebensarbeit im Dienst der Gemeinde und der Mitbürger nicht umsonst gewesen. Die Regierung hatte sein segensreiches Wirken durch die Verleihung zweier Orden ausgezeichnet. Höher stand dem aufrechten Mann die Liebe und Anerkennung der Seinen. In seinem reinen Wollen verkörperte er den Typus des alten Dorfschulzen und Dorfrichters. Bäuerlicher Ehrgeiz nach unten und liebedienerische Unterwürfigkeit nach oben waren ihm fremd. Das unterscheidet ihn von der Theaterfigur des Herrn Maire, wie sie Stoskopf geschaffen hat. Wohl teilt er mit diesem den scharfen Verstand und den Bauernwitz, doch heben ihn die Uneigennützigkeit und Ehrenhaftigkeit der Gesinnung hoch über die Karikatur des Dorfmaires hinaus. Das schmückende Beiwort, das er sich in selbstherrlicher Machtfülle beigelegt hat, l'honorable maire, der ehrenwerte Meier, kennzeichnet den Grundzug seines Wesens am besten. Damit meinte er nicht den ehrenvollen Titel, sondern die Ehre gebietende und achtungeinflössende Person, die durch makellosen Wandel ihren Seelenadel nach aussen kundtut. So lebte er, so starb er: als Ehrenmann. In ihm schlug die Seele der Heimat und das Herz seines Volkes.



D'r Bacheles uf'm Fass  
Krönung des Vorgeleges eines Fasses aus Sulz, O. E. Besitzer E. Schmitt, Schönau Photo Jap.

## Des Trinkers Weinpredigt

Den wein nit also gar veracht,  
Dieweil in gott selb hat gemacht,  
Schuff auch auss wasser guten wein,  
Als er ist auff der hochzeit gsin ....  
Solt man den wein trincken so messig,  
Es wird das gantz Elsess verlessig,  
Dessgleich der Reinstram, Franckenland,  
Brissgaw und Bodensee, verstand,  
Darbey auch alle länder gmein,  
So da bawen den edlen wein.  
Solt man nit dapffer trincken zsamen  
Und sauffen, das es het ein namen,  
Das halb rebwerck wer nit auff erden.  
Wo wolten doch erneret werden  
Die, so in reben stetigs bawen  
Und auffplantzen mit gantzen trawen!  
Mancher Schwab fert ins land herein,  
Blib dauss in Schwaben, thet der wein.  
Die Schwaben bringen scheiben saltz,  
Die Schweitzer bringen käss und schmaltz  
Und stechen dann umb wein daran.  
Schaw, was der selig wein doch kan!  
Ein land er durch das ander nert.  
Derhalben stand von dem gefert!  
Ists nit ein gut ding umb den wein?  
Bin einmal umb alt kriegssleut gsein,  
Von in hort ich gantz warhafft sagen,  
Wann herr Jörg von Fronspurg wolt schlagen,  
So hab er sein kriegsleuten gut  
Mit wein gemachet löwenmut;  
So wil ir gwesst sind in der zal,  
Hab geben jedem sein buckal

Guten wein; so sie truncken hand,  
Hab er angriffen mit verstand  
Und gmeinlich dem feind obgelegen.  
Wasser het das nit bracht zuwegen,  
Der wein aber gibt solche krafft,  
Manshertz er einem zagen schafft.  
Freidig und frävel macht der wein  
Den, so vor ist trostmütig gsein.  
Die weinenden macht er zulachen,  
Die lamen kan er dantzen machen,  
Die stilschweigenden macht er singen,  
Die faulen macht er burtzlen, springen.  
Sag doch, wo halt man ein wirtschafft,  
Und da nit ist der treubelsafft!  
Was freud doch immer da fürgang,  
Ja, säss man schon ein monat lang  
Und wird kein wein getragen dar,  
So blieb all welt gantz trawrig gar ....  
Dan wein stercket menschliches hertz  
Vertreibt all armut, wehtag, schmertz.  
Des menschen hertz der wein erfrewt,  
Wie uns der psalmist gibt bescheit.  
Drumb glaub ich, der wein geschaffen sey,  
Das wir uns des gebrauchen frey  
Zu wollust und all lustbarkeit;  
Wie dann der prediger selb seit,  
Dem menschen sey nichts bessers dann  
Essen, trincken, gut leben han.  
Am fünfften er auch sprechen thut,  
Er sehe gantzlich an für gut,  
Man ess undd trinck, sey guter dingen,  
Dann sunst wir nichts von hinnen bringen.

Auszug aus Jörg Wickrams «Dialogus von der Trunckenheit», Colmar 1551, gedruckt zu Strassburg 1555.

# Die prähistorische Kunst im Elsass

und ihr Wert für das zeitgenössische Kunstgewerbe

Von Aug. Herborth, Strassburg

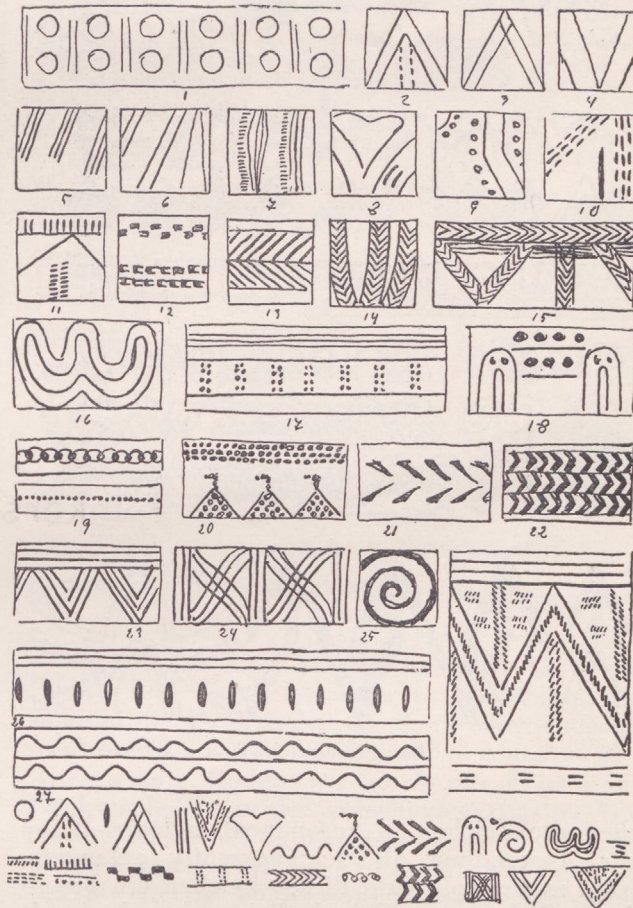
Unsere prähistorischen Museen im Elsass, besonders die Museen von Strassburg und Hagenau, besitzen eine reiche Sammlung von Tongefässen und Metallarbeiten, die uns Kunde geben von der Kultur im Elsass bis zurück zur jüngsten Steinzeit. Besonders die Keramiken von der Stein- bis zur La Tènezeit gestatten uns einen tiefen Einblick in die Anfänge der Kunst im Elsass. Es ist nicht meine Absicht, über die Geschichte dieser schönen Schöpfungen unserer Vorfahren zu berichten, dieses muss ich berufeneren Männern überlassen, aber man studiere die Werke über die Geschichte der prähistorischen Zeit unserer Region, die in der «Bibliothèque Nationale et Universitaire de Strasbourg» vorhanden sind. Diese Werke haben auch mir beim Studium der primitiven Kunst wertvolle Dienste geleistet. Diese Werke verdienstvoller Forscher enthalten wertvolle Belege für die bisherigen Funde aus der prähistorischen Zeit. Für die diesem Artikel beigefügten Beispiele von Ornamenten dieser Zeit dienten mir folgende Werke als Unterlagen: Bulletin de la Société pour la conservation des monuments historiques d'Alsace — Cahiers d'Archéologie et d'Histoire d'Alsace — R. Forrer, Die Urgeschichte von Elsass-Lothringen. Strassburg 1901 — F. A. Schaeffer, Les tertres funéraires préhistoriques dans la forêt de Haguenau. Hagenau 1926 — H. Naue, Die Denkmäler der vorrömischen Metallzeit. Strassburg 1905.

Bei dem eingehenden Studium der Gefässe in den oben erwähnten Museen kann man feststellen, wie unsere Altvorderen es meisterhaft verstanden haben, bei ihren Gefässen, die in schöner Formenlinie gehalten sind, auch das Schmuckmotiv in organischer Weise der Form anzupassen. Das Ornament diente dazu, die Form zu veredeln und zu verschönern. Formensinn und Stilgefühl liegen diesen Arbeiten zu Grunde.

Besonders beachtenswert ist, dass unsere Altvorderen den dekorativen Schmuck in materialgerechter Weise in das Material einritzten, sie waren im wahren Sinne des Wortes dadurch die ersten Meister im technischen Zeichnen. Es wurde hierdurch bewirkt, dass Material, Form und Ornament zur Einheit, d. h. zum vollendeten Kunstwerk wurden. Vom materialgerechten Standpunkt aus betrachtet, kann selbst unsere Zeit noch viel davon lernen.

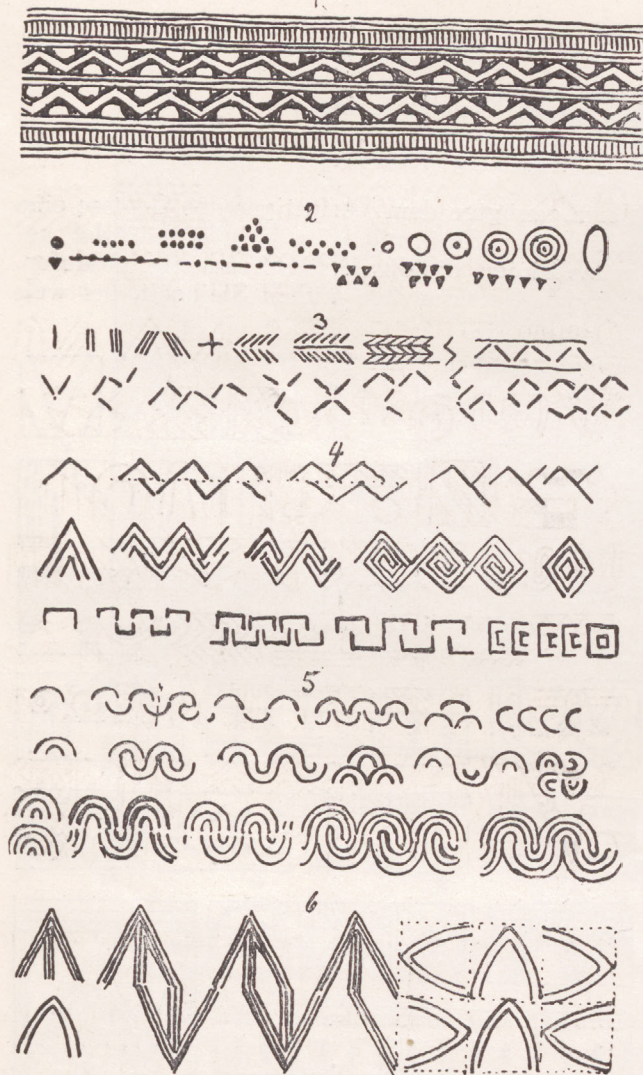
Das geometrische Moment ist vorherrschend, meistens aus Punkt, Strich, Winkel, Halbkreisen und Dreiecksmotiven entwickelt. Zur Hebung der

Form genügten dem Verfertiger der Gefässe eine Linie oder drei und vier gerade, parallel gesetzte Linien, die das Gefäss bandartig umlaufen. Bei den Gefässen der frühen Steinzeit, bei wel-



Tafel A

1—9 neolithische Funde bei Hönheim-Suffelweiersheim ; 10—11, dsgl. bei Lampertheim ; 12—15 Funde aus den Lingolsheimer Gräbern ; 16 ältere neolithische Funde aus Schiltigheim ; 17 Funde zwischen Lingolsheim und Geispolsheim ; 18 verzierter Scherben, gefunden bei Kirchheim ; 19 Hönheimer Funde aus der Hallstatt-Zeit. Alle diese Funde sind veröffentlicht im «Anzeiger für elssässische Altertümer» 1909 ff. 20—25 Archäologische Funde von Egisheim, veröffentlicht von R. Gutmann, 1899 ; 26 und 27 Alemannisch-Fränkische Gräberfunde bei Illkirch, veröffentlicht von Laugel, 28 und 29 Bandkeramik von Achenheim und Hönheim, veröffentlicht von R. Forrer. Unten die Elemente, entzogen der obigen Ornamentik.



Abbildungen 1—6

chen die Zeichen in zusammenhangloser Weise zur Anwendung als Schmuckmotiv gelangten, fragt es sich, ob nicht diesen Zeichen ein besonderer Gedanke zu Grunde liegt, oder ob sie als die ersten Versuche reiner Phantasie zu betrachten sind.

Vielmals habe ich im Elsass und in Brasilien kleinen Kindern, die des Gehens noch unkundig waren und an einem Sandhaufen herumkrochen, ein kleines Stäbchen in das Händchen gedrückt, und jedesmal waren es dieselben rotierenden und pendelartigen Bewegungen, welche das Kind damit ausführte. Dadurch entstanden im Sande Kreislinien oder durchkreuzte gerade Linien. Später, als dieselben Kinder laufen konnten und einen Begriff ihrer Umwelt bekamen, waren bestimmte Formen in ihrem Zeichnen im Sande erkenntlich. Die kindliche Phantasie suchte nach

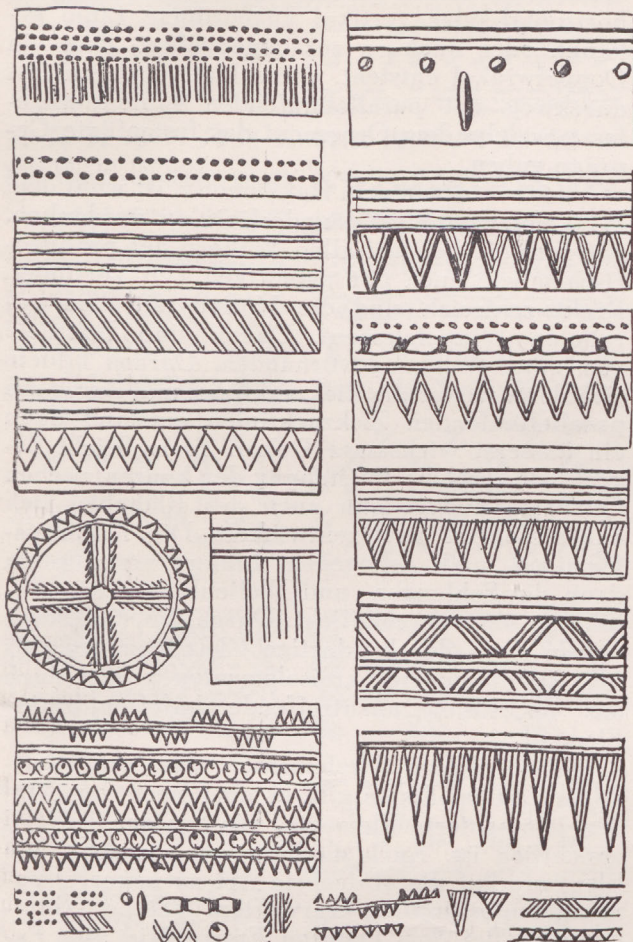
einem Ausdruck und fand denselben in ihrer kindlichen Art.

So wird es auch mit der Entstehung der Schmuckmotive in den ersten Anfängen geschehen sein. Was wir aber an den geschmückten Gefäßen feststellen können, ist, dass eine stilgerechte Phantasie schon diesen Zeichen zu Grunde liegt, die dann im Laufe der Zeit sich zum Ornament auswirkten. Bei Abbildung 1 wird man feststellen können, dass die zuerst zufällig erfundenen Schmuckformen in voller Selbständigkeit regelrecht weiter entwickelt wurden. Aus dem ersten Tasten nach dem Schmuckmotiv wurde ein ständiges Neuschöpfen auf ästhetischer Grundlage bis zu der reichsten Entfaltung, wie das Ornament aus der Metallzeit veranschaulicht. Dieses Ornament ist von einem Gefäß genommen, das Herr Nessel im Hagenauer Forst ausgegraben hat und veröffentlicht wurde durch die Herren Schaeffer und Naue in ihren Werken.

Bei einem solchen Ornament kann man nicht mehr von reinen Gefühlswerten sprechen, die der Verfertiger seiner Arbeit zu Grunde legt, es offenbart uns vielmehr ein stilgerechtes Gefühl nach höheren ästhetischen Grundsätzen, das den Verfertiger bei der Schaffung solcher Ornamente beseelt hat.

Um festzustellen, welche stilwirkende Kraft für unsere Zeit diesen prähistorischen Ornamenten innewohnt, sammelte ich die bisher vorhandenen Schmuckmotive und übertrug dieselben von der Form auf die Fläche und in den Raum. Hierdurch kam schon die ausserordentliche dekorative Flächenwirkung unbestreitbar zum Vorschein, welche nicht nur für die vorgeschichtliche Zeit von Geltung war, sondern auch in unserer heutigen Zeit noch volle Gültigkeit hat und die Grundlagen zu einer Weiterentwicklung in sich vereinigt. Die ästhetische Auffassung aus ältester Zeit ist bis zu unserer Zeit lebendig geblieben, wie wir aus den Tafeln A und B ersehen können, die Beispiele aus der jüngsten Steinzeit bis zur La Tène-Zeit illustrieren, und man wird daraus ersehen können, dass hier schon die Ansätze für eine ausgesprochene Stilrichtung auch für unsere Zeit vorhanden sind.

Es fragt sich nur, wie man die prähistorische Kunst eines Landes einer neuen Entwicklung entgegenführen kann, ohne dieselbe zu kopieren. Dieserhalb habe ich versucht, von diesen Ornamenten die Grundelemente zu suchen. Diese sind zur Prüfung unter den Ornamenten der Tafeln A und B wiedergegeben. Bei der Tafel C sind die Elemente zum gegenseitigen Vergleich zusammengestellt worden. Diese aus dem Zusammenhang gerissenen Formen sind keine Kunstgebilde, sie sollen nur als Anhaltspunkte und An-



Tafel B

Ornamentik aus F. A. Schaeffer, *Les tertres funéraires préhistoriques dans la forêt de Haguenau*. 1926, p. 11–14. Unten die Elemente, die der oberen Ornamentik entnommen sind.

regung bei einer Neuschöpfung der schmückenden Kunst, insbesondere der Ornamentik dienen. Wie ich bei nachfolgenden Beispielen zeigen werde, hat dieser Versuch manche interessante Gesichtspunkte erkennen lassen, die schon darauf hinweisen, dass die Möglichkeit vorhanden ist, dass man durch die Inspiration der Kunst unserer Vorfahren zu neuschöpferischen Ideen im Kunstgewerbe für unsere heutige Zeit gelangen kann.

Das Wort «Ornament» hat in dem Laufe der Zeit seinen ursprünglichen, guten Klang eingebüsst, weil man sich von der Gesetzmässigkeit der schmückenden Kunst entfernte. Es ist nun an unserer Zeit, die Gesetzmässigkeit bei der Gestaltung von Werken wiederzufinden, dann werden wir auch wieder den wahren Wert der Ornamentik begründen und dem Wort «Ornament» die wahre Wertung wieder verschaffen können.

Die Entstehung des Ornamentes der prähi-

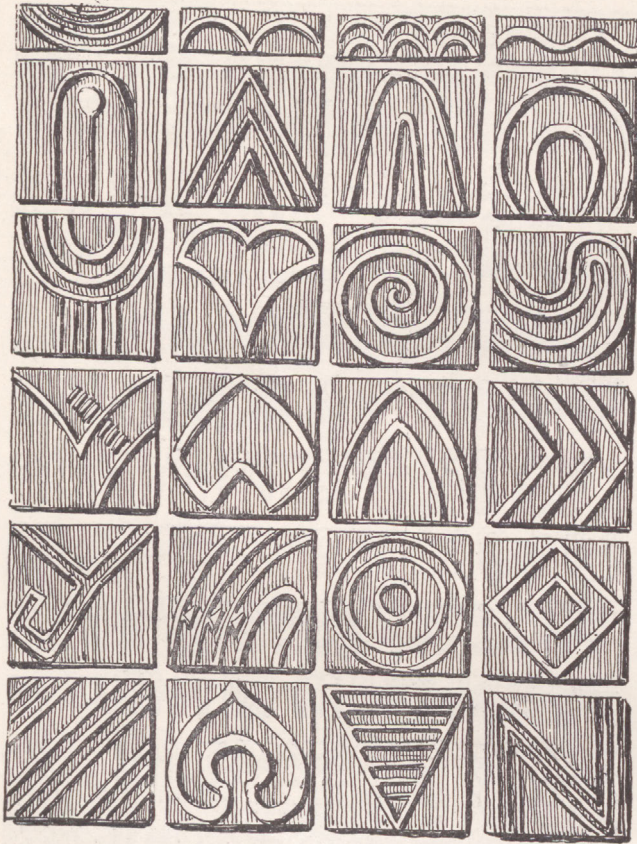


Tafel C

Elemente der Ornamentik der prähistorischen Zeit im Elsass.

storischen Zeit im Elsass ist in erster Linie den Punkt- und Strichelementen zu verdanken. Besonders die Punktreihen in den verschiedensten Anordnungen waren sehr beliebt (s. Abb. 2, S. 266). Andererseits finden wir auch die Fläche mit Punkten belebt in der verschiedenartigsten Verteilung. Aus dem Punkt entstanden dann der Kreis und die konzentrischen Kreise mit dem Punkt in der Mitte. Die Wellenlinie ist auch dem Kreis, bzw. der Halbkreislinie zu verdanken, ist aber im Elsass verhältnismässig wenig bei den Gefässen der prähistorischen Zeit anzutreffen gegenüber dem Ornament mit geraden, gebrochenen und gebogenen Linien.

Besonders beliebt war eine Komposition der geraden Linie mit Punktreihen, entweder in regelmässigen Abständen mit der Linie verbunden, im abwechselnden Verhältnis von Punkt und Linie, oder auch mit Punktreihen, zwischen zwei parallellaufenden Linien angeordnet. Besonders in der Hallstadt- und La Tène-Zeit finden wir dann schon Punkte als Dreiecke ausgebildet vor, welche nicht wie die Punkte ins Material geritzt, sondern mit dem Stempel ins Ma-



Tafel D

Einige Elemente der prähistorischen Ornamentik, erhaben ausgestaltet und in Quadrate komponiert als keramische Bausteine.

terial eingedrückt wurden. Das Hagenauer Museum besitzt eine Anzahl dieser Art geschmückte Gefässe von hervorragender Schönheit.

Die Liniornamentik (Abb. 5) können wir auch schon bis in die früheste Steinzeit verfolgen, wie schon erwähnt, als das Gefäss umlaufende oder als parallellaufende Linien. Reich ist die Ornamentgestaltung mit der gemischten Linie in horizontaler, vertikaler und schräger Anordnung, an welche sich zeitweise wieder kleine Strichlinien anlehnen und so ein bandartiges, sehr belebtes Ornament bilden. Dann folgt die keilartige Stellung von Strichen zueinander. Dies sind schon die Vorstufen für die Bildung des Winkel-, Drei- und Viereckmotives. Die untere Reihe zeigt, wie mit dieser Art von Strichen, ein neues Element entstehen kann.

Abbildung 4 zeigt das Winkelmotiv als Element, welches in der prähistorischen Ornamentik eine besonders grosse Rolle spielt. Man findet es in der ausgiebigsten und verschiedenartigsten Anwendung vor. Einmal findet man das Winkel-

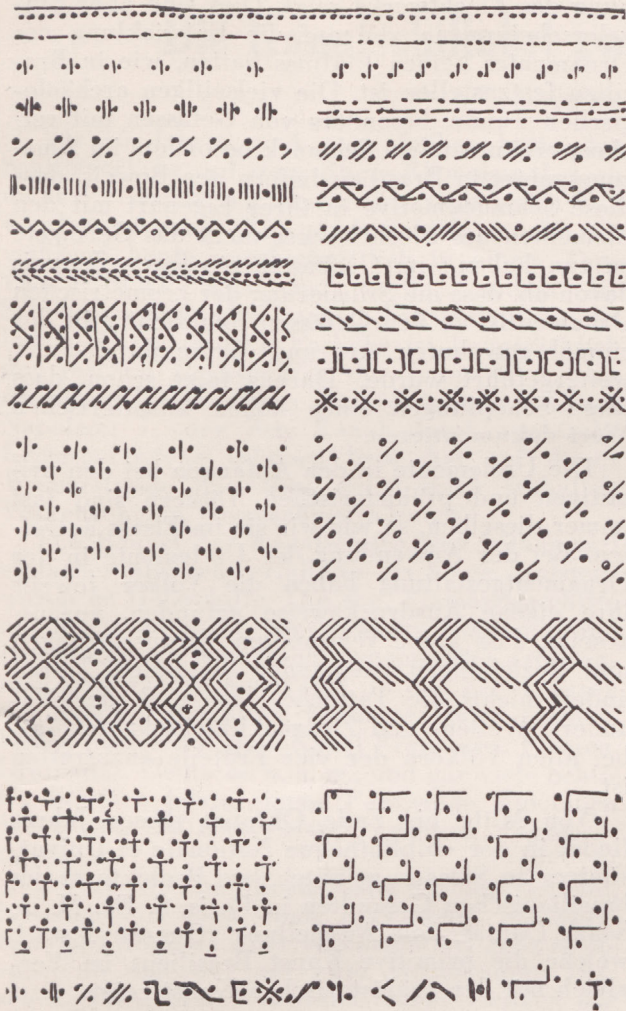
element in Reihen gesetzt, ein andermal an eine horizontal oder vertikal angeordnete Linie gehängt, oder auch so zusammengefügt, dass ein Doppelwinkel entsteht. Diese Motive waren fast durchweg mit parallellaufenden Linien eingefasst, welche dem Ornament das festgefügte Gepräge gaben.

Abgesehen von dem Hakenmotiv, ist wohl dem Winkelement die Mäanderlinie zu verdanken, wie man sie bei fast allen Völkern der prähistorischen wie auch der primitiven Zeit vorfindet. Recht zahlreich sind die Motive mit dem parallelen Winkelement. Davon sind Beispiele von guter Wirkung vorhanden. Daraus bildete sich dann weiter die Zickzacklinie, und durch die parallellaufenden Zickzacklinien entstand dann ein äusserst wirksamer Dekor. Es ist leicht begreiflich, dass die Entstehung der konzentrischen Quadrate und sodann auch der Rhomben sich auf diese Art weiterentwickelt. Die halbkreisförmigen und gebogenen Linien vermittelten dann die Schlangen- und Wellenlinien, wie Abbildung 5 veranschaulicht. Durch die Parallelen wurde dann der bandartige Charakter geschaffen. Zu diesen Halbkreiselementen gehört auch das im Elsass anzutreffende hufeisenförmige Element.

Neben diesen Urelementen der prähistorischen Zeit im Elsass gibt es aber noch verschiedenen komponierte Elemente, wie aus der Tafel C ersichtlich ist. Auch da habe ich versucht, die Elemente auf die einfachste Art zu neuer Ornamentkomposition zu verwerten. (Siehe Abbildung 6.) Bei dem ersten Entwurf ist das Parallelwinkelement mit der Achsenlinie stehend und hängend angeordnet, wodurch ein zeitgemässes Ornament entstand. Das zweite Element stellt eine Komposition von zwei gebogenen Parallelen dar und ist aus dem Winkelement hervorgegangen. Dieses in der prähistorischen Zeit im Elsass entstandene Element spielte in der klassischen Stilperiode eine äusserst grosse Rolle. Auch dieses Element ist zu einer neuen Ornamentkomposition benutzt worden, wie man aus der Abbildung 6 ersehen kann.

So lassen sich auch die weiteren Elemente der vorgeschichtlichen Zeit zu selbständigen dekorativen Elementen herausbilden, deren ich bisher 300 festgestellt habe. Wenn man diese Elemente, die in alter Zeit in das Tonmaterial eingegraben wurden, in Reliefform versucht, d. h. erhaben gestaltet, so tritt sofort ein neues Gepräge, eine Wirkung in Erscheinung. Das zeigt Tafel D. Da die Elemente in ein Quadrat komponiert sind, erhalten sie die Form einer modernen Wand- oder Bodenplatte mit dekorativem Schmuck. Wenn diese Quadrate in Tonmaterial in grösseren Dimensionen gehalten werden, so erhält man keramische Bausteine, die als architektonische





Tafel E

Neue Kompositionen mit Elementen der prähistorischen Ornamentik im Elsass.

Schmuckmotive für Aussen- und Innenarchitektur in Anwendung gebracht werden können. Der Architekt hat es in der Hand, diese Bausteinelemente als Ornamente für seine Architektur auswirken zu lassen, er hat da den weitestgehenden Spielraum für seine schöpferische Phantasie. Auch die Form dieser Bausteine mit den Zierelementen kann in drei- und vielförmigen Steinen gebildet werden, wodurch jeweils ein anderer Rhythmus bei der Gestaltung eines Architektur-elementes herbeigeführt werden kann. Für die Steinbildhauer sind naturgemäss andere Wege in der Verwendung solcher Elemente zu beschreiten.

Besonders die Flächenkunst ist ein Zweig des Kunstgewerbes, bei dem die Zierelemente der prähistorischen Zeit eine ausserordentliche Entfaltung zeitigen können. Wir nennen nur Stoff-



Tafel F

Moderne Keramik unter Verwendung elsässischer Elemente der prähistorischen Ornamentik in neuer Anordnung.

gewebe, Flechtwerk, Tapeten. Bei der Anwendung der Elemente kann der vervielfältigenden Technik unserer Zeit wie auch dem individuellen Streben im Kunsthandwerk Rechnung getragen werden. Tafel E gibt eine kleine Andeutung, wie mit den Elementen Punkt, Strich und Winkel eine Flächenschmückung herbeigeführt werden kann, die der heutigen Vervielfältigungstechnik gerecht wird. Unwillkürlich bilden sich so wieder neue Elemente, die neue Ornamente leicht erfinden lassen. Mit einiger Uebung wird ein Kunstgewerbler oder Kunsthandwerker mit Phantasie und Geschmack zu neuen und selbständigen Schöpfungen gelangen, wie auch Tafel F veranschaulicht, wo versucht wurde zu zeigen, wie die so gestaltete Schmuckform mit der Flächenkunst harmonisiert. Auf diese Art lassen sich alle Gebiete der angewandten Kunst behandeln.

Wenn auch gewisse Kreise eine traditionelle Kunstbestrebung verwerfen und das reine Sachlichkeitsprinzip vertreten und die schmucklose Form als die vollkommenste betrachten, so ist nichtsdestoweniger die Tatsache nicht zu verleugnen, dass die Geschichte aller Völker es zeigt, dass die Menschheit dem schmückenden Prinzip auf die Dauer nicht entsagen will. Es ist selbstverständlich, dass man nicht in den Fehler verfallen darf, jeden Gegenstand und jede Fläche mit Ornamenten zu überwuchern. Wenn wir aber die künstlerische Auffassung im Kunsthandwerk von der prähistorischen Zeit uns zu eigen machen, so werden auch wir wieder die Technik als Mittel zum Zweck betrachten, um der Form und dem Schmuck ein vollendetes Gepräge zu geben.

Wenn manche Forscher annehmen, dass sich die Ornamentik aus dem Flechtwerk entwickelt hat, so hat meines Erachtens die primitive Kunst Brasiliens wie auch die prähistorische Kunst von Frankreich und Deutschland, was die Keramik anbetrifft, keine Anzeichen dafür, denn ihre Schmuckmotive sind selbständige Schöpfungen für das Material, ausserdem ist die Schmuckkunst in der Keramik älter als das Flechtwerk. Es ist darum eher anzunehmen, dass die Keramik die Grundlagen der Kunst geschaffen und dazu beigetragen hat, dass sich das technische Ornament des Flechtwerks und der Gewebe bildete, soweit es nicht durch die Technik des Flechtens und Webens selbst entstanden ist.

Wohl findet man bei den primitiven Völkern Gefässe als Fruchtschalen und später auch als Körbe geformt, wobei naturgemäss der Abdruck die rauhen Flächen der Frucht oder die Zeich-

nung des Flechtwerks zeigt. Dies sind aber Einzelercheinungen, die auf die Entwicklung des Ornamentes keinen Einfluss hatten, wie in Brasilien festzustellen ist. Die vielseitigen archäologischen Funde, besonders von Gefässen mit reichem ornamentalem Schmuck besonders im Amazonasgebiet in Brasilien liefern den Beweis, dass diese Schmuckmotive in ihrer Eigenart mit den Elementen des Flechtwerkes nicht das Geringste zu tun haben; im Gegenteil, sie legen Zeugnis davon ab, dass die Stilisierung der geometrischen Ornamentik an den Gefässen folgerichtig in der einmal gewohnten Art und Weise durch- und weitergeführt wurde. Daraus folgt schon, dass diese Schöpfungen einen hohen künstlerischen Wert dokumentieren.

Die Urelemente in den Anfängen bei den primitiven und prähistorischen Völkern sind fast immer dieselben, so wie wir sie im Elsass antreffen. Bei der Anwendung der Urelemente in der Ornamentgestaltung haben die Völker jeweils ihre eigene Ausdrucksweise gefunden, vorausgesetzt, dass keine verwandten Voraussetzungen und Beziehungen zueinander bestanden. Daran ändert nichts die Tatsache, dass z. B. der Mäander-, Wellen- und Zickzacklinienschmuck fast bei allen Völkern der vier Erdteile anzutreffen ist.

Von Mitte bis Ende Oktober dieses Jahres findet in der «Bibliothèque Nationale et Universitaire» zu Strassburg unter dem Protektorat des brasilianischen Gesandten in Paris, S. Ex. M. de Senza Dantas, eine Ausstellung «Guarany» statt, welche die primitive Kunst Brasiliens im Vergleich mit der prähistorischen Kunst zeigt.

### Bitscherländers Heimweh

In mein Bergland möcht' ich wieder,  
In mein liebes Heimattal,  
Möchte hören Heimatlieder,  
Süsser Heimatlocken Schall.

Möchte tief im Waldesrauschen,  
Tief im dunklen Tannengrund  
Einmal noch den Quellen lauschen,  
Die mir Märlein geben kund.

Möchte hoch von Bergeshöhen,  
Wo so rot die Heide blüht  
In mein stilles Taldorf sehen,  
Das der Abendrauch durchzieht.

Möchte bei der grossen Linde  
Einmal noch wie einstens sehn,  
Wie im losen Abendwinde  
Paare sich im Tanze drehn.

In mein Waldtal möcht' ich ziehen,  
In mein teures Bitscherland,  
Einmal noch mit Wehmut knien  
An dem Elterngrab im Sand.

Stilles Dorf im stillen Tale,  
Das der Silberbach durchfliesst,  
Seid gegrüsst mir alle — alle!  
Bitscherland, sei mir gegrüsst!

Agathe Plützer

## Die Kanalschifffahrt zwischen Rhein und Rhone

Von F. Baldensperger, Sundhausen

Vor 60 Jahren und noch früher hatte der Schiffsverkehr auf dem Rhein-Rhonekanal noch nicht die Bedeutung von heute. Nicht jeden Tag wurden in jener Zeit 4—5 Schiffe geschleust, während heute durchschnittlich in einem Tage 15—20 Stück geschleust werden, sodass die Schleusenwärter den ganzen Tag vollauf zu tun haben. Dieser starke Verkehr ist hauptsächlich der raschen Entwicklung der Industrie in den angrenzenden Ländern zu verdanken. Kaiser Napoleon I., der den Kanal durch spanische Kriegsgefangene erbauen liess, hat auf dieser Wasserstrasse im Elsass einen solch lebhaften Verkehr kaum voraussehen können.

Die Bauart der Kanalschiffe war früher viel einfacher und schwerfälliger als heute, meistens waren es Holzschiffe. Die sog. Flamänderschiffe mit ihrem plumpen, pausbackigen Kopfende und Hinterteile mit dem Steuer beherrschten grösstenteils den Rhein-Rhonekanal. In der Regel waren die Besitzer derselben Franzosen oder Flamen. Heute fahren auf dem Kanal Franzosen, Flamen, Holländer, Deutsche u. a. m., und gar viele Schiffer besitzen heute eigene Fahrzeuge, die einen Wert von 140 000—180 000 Franken repräsentieren.

Die zweite Art Kanalschiffe, Katolen genannt, besaßen ein nach oben gerichtetes, schnabelförmiges Kopfende, der Hinterteil fiel ganz senkrecht ab und war mit zwei Steuerrudern versehen. Diese Schiffe wurden früher vielfach aus Mangel an Pferdegespannen von 3—4 Männern gezogen; auch wurden bei günstigem Winde Segel benutzt. Aber im grossen ganzen hatte man es in früherer Zeit nicht so eilig auf dem Kanal wie heute.

Diese wenig schönen Schiffe wie auch die menschlichen Zugkräfte sind längst ausser Gebrauch. Aber auch die schwerfälligen Flamänderschiffe sind ausrangiert und mussten einer praktischeren, bequemeren Bauart von Schiffen mit leichterem Gangart und grösserer Beweglichkeit weichen.

Die Holzschiffe auf dem Rhein-Rhonekanal werden immer seltener, und es ist fraglich, ob überhaupt noch hölzerne Schiffe erbaut werden. Die meisten Fahrzeuge sind aus Eisen gebaut und gedeckt, um die Ladung vor Nässe zu schützen. Diese neuen Schiffe haben ein recht gefälliges Aussehen, sind auf das modernste eingerichtet, und die Wohnkabinen für das Schiffspersonal sind zum Teil sehr bequem ausgestattet, was früher nicht der Fall war, das sie ausschliesslich von Männern benutzt wurden, die das

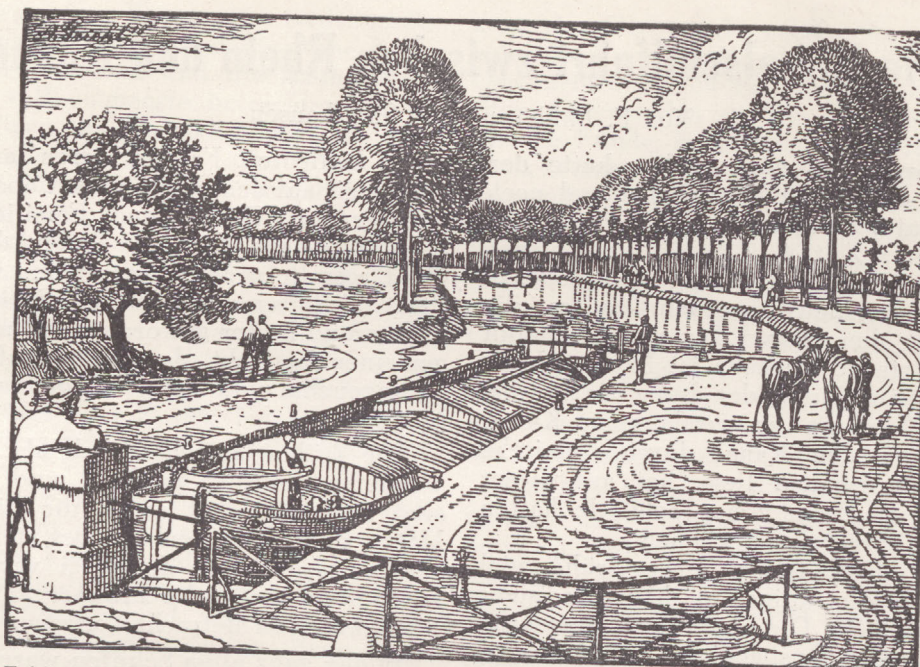
Schiff bedienten. Frauen waren lange Zeit eine Seltenheit auf den Schiffen. Seit aber die meisten Schiffer ihre Frauen mit Familie ausser den schulpflichtigen Kindern, die in der Regel bei den Grosseltern oder Verwandten untergebracht sind, mitführen, ist auf den Schiffen manches anders und besser geworden, und man ist im allgemeinen bestrebt, das Leben auf dem Schiffe so angenehm und bequem wie nur möglich zu gestalten.

Die früher ausschliesslich als Zugtiere verwendeten Pferde, Maulesel und kleinen Esel sind in letzter Zeit durch die Einführung des Motor- und Traktorenbetriebes stark vermindert worden, sodass zur Zeit drei verschiedene Betriebsarten für die Schifffahrt auf dem Rhein-Rhonekanal in Betracht kommen.

In den ganz alten Schiffen waren selten Ställe eingebaut, um die Pferde des Nachts unterzubringen, deshalb wurden die in der Nähe des Kanals gelegenen Gastställe fleissig benutzt. In späterer Zeit wurden auf den Schiffen Stallungen errichtet, sodass es den Schiffern möglich war, an jeder beliebigen Stelle zu nächtigen. Die Motor- und Traktorenschiffe besitzen heute nur noch Wohnkabinen für das Schiffspersonal.

Was den Schiffsdienst betrifft, wird er jetzt meistens von eigenen Leuten versehen, und gar mancher Sohn und manche Tochter ersetzen heute den unbedingt nötigen Pferdetreiber. Nicht selten begegnet man auf dem Kanal recht stattlichen Frauenzimmern als Rosselenker, denen ihr Wohlstand nicht anzumerken ist, aber ihr gesundes frisches Aussehen verrät, dass ihnen das Leben auf dem Kanal zusagt und bekommt.

In früherer Zeit war das Pferdmaterial auf dem Kanal infolge mangelhafter Besorgung in sehr schlechtem Zustande. Die Tiere waren meistens mager, durch das Geschirr wund gescheuert, und auf den schwärenden Wunden mästeten sich die lästigen Fliegen, deren die armen Tiere sich nicht zu erwehren vermochten. Späterhin ist das Pferdmaterial sowie auch die Behandlung der Tiere dank der polizeilichen Aufsicht besser geworden. Heute trifft man zum grossen Teil recht schöne, gut erhaltene und wertvolle Tiere, die sich sehen lassen dürfen. Es kommt dies daher, weil heute die meisten Schiffer eigene Pferde halten, während sie früher vielfach die Pferde samt dem Knecht mieteten, der die Schiffe für eine Reise vertraglich gegen eine bestimmte Pauschalsumme an ihren Bestimmungsort zu befördern hatte. Viele Schiffer, die kein eigenes



Zeichn. A. Griehl

Beim Durchschleusen

Schiff besitzen, fahren auch heute noch als Contremaîtres auf dem Kanal.

Solch ein Pferdeknecht, Chartier genannt, musste vor allem tüchtig mit der Peitsche knallen können, es gab wahre Meister im Knallen, und die Schiffspeitsche gehörte zu den unentbehrlichsten Werkzeugen eines Kanalschiffes. Ein Seidenband, an der Peitsche befestigt, ergab bei richtig ausgeführtem Schwung einen Knall ähnlich einem Pistolenschuss. Dieses Knallen diente jedoch nicht zum Antreiben der Pferde allein, es galt auch dem Schleusenwärter als Signal, dass er die Schleuse bereit stellen möchte, sobald das Schiff in ihre Nähe rückte. Zu diesem Zweck geben heute die Schiffe Hornsignale. Auch in Fällen, wo das Schiff zu nahe am Ufer auf Grund geriet, wurde tüchtig und ununterbrochen geknallt, damit der Schleusenwärter durch stärkere Wasserzufuhr das Schiff wieder flott machen helfe. Dieses kilometerweit hörbare Peitschenknallen war früher allgemein üblich, ist aber heute als Notsignal fast ganz ausser Gebrauch gekommen, da nur selten noch Schiffe festfahren. Diesem Uebelstand wurde durch Erhöhung der Dämme abgeholfen, durch den dadurch erhöhten Wasserstand ist ein Festfahren der Schiffe beinahe unmöglich.

Am Kanal selbst sind im Laufe der Zeit verschiedene Verbesserungen vorgenommen worden. Schon vor einigen Jahrzehnten wurden sämtliche Schleusen verlängert und viele Brücken umgebaut, um auch längern und höher gebauten Schiffen das Befahren des Rhein-Rhonekanals zu ermöglichen.

Auch verlor der Kanal durch allerhand starke Sickerungen ständig viel Wasser, sodass sich die Wasserbauverwaltung vor einigen Jahren genötigt sah, das Kanalbett gründlich mit Zement zu dichten, da stellenweise auch angrenzende Felder durch das Stauwasser Not litten, deren Eigentümer von der Wasserbauverwaltung entschädigt werden mussten.

Verkehrten früher zum Teil auch kleine Einspannerschiffe, Bricoles genannt, auf dem Kanal, die zu verschiedenen Zwecken dienten, so sind diese heute ebenfalls infolge des herrschenden Grossbetriebes mit den modernen Eilschiffen recht selten geworden.

Waren die alten Kanalschiffer, die «Schiffmöpfe», derb und ungeschliffen, ja gelegentlich recht grob, so befelegten sich die meisten heute besserer Manieren. Daran ist wohl das Familienleben auf den Schiffen schuld, namentlich aber die Frau, die als guter Geist auf dem Schiffe wirkt und für Anstand und Ordnung sorgt, übt einen heilsamen Einfluss aus.

Durch den Ausbruch des Krieges erlitt die Schifffahrt auf dem Rhein-Rhonekanal eine jähe Unterbrechung. Die militärpflichtigen Schleusenwärter und die Schiffer mit ihrem Dienstpersonal mussten einrücken, sogar die Pferde wurden beschlagnahmt, sodass der Verkehr für längere Zeit lahmgelegt war. Die Militärverwaltung nahm endlich den Betrieb mit sachkundigen Leuten und Ochsespannen auf, dazu kamen später ausrangierte Militärpferde als Zugtiere, und so wurde der Verkehr während des Krieges, so gut es ging, aufrecht erhalten.

Seit dem Waffenstillstand hat sich der Umschlag auf dem Kanal mächtig entwickelt, und heute geht alles in einem recht hastigen Tempo. Um die Schifffahrt noch zu beschleunigen, haben viele Schiffe das Nachfahrrecht erworben und fahren die ganze Nacht hindurch, was vor dem Kriege nicht der Fall war. Der Dienst der Schleusenwärter ist darum heute viel anstrengender als vor 50—60 Jahren. Die Motor- und Traktorschiffe haben seit einiger Zeit in den Haltungen auch das Vorfahrtsrecht den Pferdeschiffen gegenüber, wodurch diese merklich ins Hintertreffen geraten und schon mancher unliebsame Streit zwischen den Schiffen entstanden ist.

Um den starken Verkehr auf dem Kanal einigermaßen zu entlasten, werden die meisten leeren Schiffe von Hüningen ab bis Strassburg rheinabwärts befördert; diese Reise kann gut in einem Tage zurückgelegt werden, während sie auf dem Kanal mehrere Tage erfordert.

Infolge der Einführung des Motor- und Traktorenbetriebes auf dem Kanal wurden viele Pferde abgeschafft und viele Pferdeknechte stellenlos. Ueber diese Klasse von Menschen liesse sich ein ganzes Buch schreiben, alle Nationen sind unter ihnen vertreten, darunter befinden sich ganz gewiss heruntergekommene Burschen, aber auch gebildete, intelligente Menschen, die sich wegen eines dummen Streiches als Pferdeknecht verdingten, um auf diese Weise aus der

Oeffentlichkeit zu verschwinden. Einzelne sind auch gute Sänger, die sich oft auf dem Kanal hören lassen, wieder andere haben viel gelesen und sind die reinsten Diplomaten. Die meisten aber sind beschränkte Naturen und eignen sich kaum zu einem gewöhnlichen Pferdeknecht, ihr Verdienst ist auch dementsprechend. Wenn einmal sämtliche Schiffe motorisiert oder elektrifiziert sind, wird auch das Los dieser Chartiers vollends besiegelt sein. Dann werden diese mit dem Kanal so eng verbundenen Gestalten in ihren zerlumpten Kleidern und zerrissenen Schuhen ganz vom Leinpfad verschwinden. Aber dann werden wir auf dem Kanaldamm auch keine Lieder und Jodler mehr wie früher hören, ein Stück Romantik sinkt mit ihnen ins Grab.

Der grosse Fischreichtum des Rhein-Rhonekanals war früher allgemein bekannt. Heute geht der Fischbestand merklich zurück. Durch die Schiffsschrauben der Motorschiffe wird das Wasser stark aufgewühlt, ist ständig trübe und fettig und riecht stark nach Benzin und Rohöl, was den Fischen eben nicht zusagt.

Die Anwohner des Rhein-Rhonekanals betrachten den heutigen Schiffsverkehr, der zur Zeit in schönster Blüte steht, mit wahren Wohlgefallen. Namentlich sind es die stolzen Schiffe der schweizerischen Schifffahrtsgesellschaften, die immer eine Menge Zuschauer anlocken und dem Verkehr eine neue Romantik verleihen.

## Was mich der Apfelbaum lehrt

Vor dem Fenster meines Schlafzimmers steht ein Apfelbaum. Mit Wehmut sehe ich im Spätherbst seine Blätter zur Erde fallen. Ich hatte aber auch den Genuss zu beobachten, wie in der schönen Frühlingszeit die Knospen an den kahlen Zweigen allmählich zu schwelgen begannen, wie sie gleich Blutstropfen am Baum erschienen, bis an einem lichten Morgen derselbe im Blütenschnee vor meinem entzückten Auge stand.

Einige Tage nur durfte ich mich an dem herrlichen Anblick erfreuen und an dem köstlichen Dufte laben. Eine stürmische Nacht, und vorbei war die Pracht. Das weisse Blütenmeer hatte sich mit dem Grün des Rasens vermischt, und bald musste ich bemerken, dass nur wenig Fruchtsatz vorhanden war, dass zwecklos all die Blütenpracht zur Mutter Erde zurückkehren musste.

Hätte nicht, statt nach kurzem Dasein spurlos zu verschwinden, aus jeder Blüte eine Frucht reifen können? — Da schüttelte der Baum seine Zweige, und ich vernahm deutlich, wie er mir zuflüsterte: «Tor, der du in unseres Herrgotts Werkstatt nicht alles aufs beste geordnet findest und mich so gedankenlos bemitleidest! Wie würde es mir ergehen, wenn die ganze Blütenfülle, die du bewunderst, zu Früchten heranreifen müsste? Glaubst du denn, dass meine schwachen Aeste die Last zu tragen vermöchten?» — Der Baum hat recht. Warum aber muss die Natur die Blüten erzeugen, die doch von vornherein zum Sterben bestimmt sind?

Und abermals war es der Baum, der die Weisheit seines Schöpfers pries, indem er mir sagte: «Wo wäre denn die süsse Lust geblieben, die deine Brust erfüllte, wo die Pracht, die dein Auge entzückte, wenn Gott wirklich so kleinlich dächte, mir nur so viel an Blüten zu schenken, als ich Früchte tragen soll?»

Ich hatte genug gehört, nun galt's zu sinnen. Und wie ein Bild aus rosigen Jugendtagen trat es vor meine Seele. Sind wir Menschen nicht dem Blütenbaume ähnlich? Könnte denn das Herz der Wonne Last ertragen, die Blütenträumen gleich des Jünglings hoffnungsreiche Brust erfüllen, wenn nicht der Herr des Lebens diese Jugendträume sturmwindgleich erfasste und sie wie Blüten vom Ast herunterwehte? Und doch haben sie unser junges Herz beglückt; ohne sie wäre die Jugend nie so schön gewesen, wenn auch nur eine dieser Blüten gefehlt hätte. Wenn sie auch noch so schnell zur Erde sinken, die «*Erinnerung*», von der ein Dichter sagt, dass sie das alte Herz wieder jung macht, mögen wir nicht missen.

Wohl uns, wenn unser Lebensbaum gepflanzt ist an lebendigen Wasserbächen! Die Gewitterstürme des Sommers werden ihm nichts anhaben, er wird Frucht bringen im Herbst des Lebens und, einmal in die Vorhöfe unseres Gottes versetzt, ewig grünen, ewig blühen und ewig leben.

Ad. Niestoeckel, Müttersholz

## Gedichte von G. Dub

### Am Rhein bei Strassburg

Unbänd'ger Drang: Ein majestätisch Gleiten,  
Beherrscht zugleich. So kann ein Held nur schreiten.  
Noch schwebt um dich ein Abglanz jener Zonen,  
Wo nah den Sternen ew'ge Firne thronen.  
Noch ist ein Wissen in den herben Mienen  
Von jähem Felssturz, donnernden Lawinen.  
Doch Sklave jetzt, auch wenn im Grimme wild  
Du schäumst und dir die Zornesader schwillt.  
Wie hat man dich bezähmt mit Damm und Deich,  
Geschmälert Stück für Stück, was einst dein Reich!  
Gar emsig eilt der Wellen stumpfes Grün  
In breiter Flut zu meinen Füßen hin.  
Verweilend ruh ich gern an deinem Bette.  
Dann keucht ein Dampfer wohl an schwerer Kette  
Und schleppt stroman den Zug von tiefen Kähnen.  
Die Schiffer lässig an der Brüstung lehnen.  
Es sprüht und schäumt und stampft das Schaufelrad,  
Ein Nachen tanzend auf den Wellen naht.  
Ein Wimpelflattern in der frischen Brise,  
Die ich wie einen Labetrunk genieße.  
Am Horizont, dort, wo die Pappeln stehn,  
Die Berge wie ein zarter Hauch vergehn.  
Die flinken Möven kreuzen hin und her,  
Als Boten sendet sie das ferne Meer.  
So ströme hin, du herrlich wilder Rhein!  
Das weite Meer mit Sehnsucht wartet dein.

### Verblühender Strauch

Du standest lang an jener Mauer schon  
Und harrtest Tag um Tag und Nacht um Nacht  
Und gehst nun wieder leisen Schritts davon  
Wie einer, dessen niemand hat gedacht.  
Schon leuchtet sich der Blüten schwere Fülle,  
Entgleitend sinkt der herrliche Talar.  
Das Fest ist aus. Du trauerst in der Stille,  
Weil all dein Blüten so vergebens war,  
Und stehst mit deinen Brüdern an den Zäunen  
Gleich jenen Armen, denen nichts mehr eigen,  
Die manchmal heimlich in der Stille weinen  
Und tief das Antlitz in die Hände neigen.  
O traure nicht! Ich war dir immer nah,  
Und wie ein Gruss war mir dein herber Hauch,  
Wenn manchmal ich vom Fenster niedersah  
Auf dich, du treuer, lieber Holderstrauch.

### Nach einer Regennacht

Der Regen hat die ganze Nacht erfüllt.  
Wie rauscht' er wundervoll! Die Atmosphäre,  
Vom Hauch der Erde satt, ist weich und mild.  
Die Kronen wiegen sich in müder Schwere.  
Ein godner Schein durch weiche Wolken bricht.  
Aus allen Tropfen blitzend Funken sprüh'n.  
Im jungen Ahorn zärtlich spielt das Licht  
Wie unter einem Seidenbaldachin.  
Und taufrisch wie der Morgen, quellenrein,  
Wie eine Blume wundersam, erblüht  
Voll Inbrunst, Jauchzen, Hingegebensein  
Im Ahornbaum ein erstes Vogellied.

### Weiher im Rheinwald

Der Weiher blitzt in dieser Mittagsstille  
Grüngolden wie ein schimmernder Smaragd.  
Im Zickzackschritt die Wasserspinne jagt,  
Den Spiegel ritzend leicht mit Furch' und Rille.  
Es ist, als ob der kleine Weiher schlief  
Wohl hundert Jahr wie jenes Märchenkind,  
Indes die Stunde leis die Ranken spinnt  
Und blasse Rosen schwanken auf der Tiefe.  
Vom Uferrande starrt ein Wald von Speeren,  
Gereckte Lanzenschäfte drohn empor:  
Gleich bärtigen Hütern wachen Schilf und Rohr,  
Die Blicke fremder Augen abzuwehren.  
Doch wenn vom Strom die Schiffssirenen brüllen,  
Die Stille jäh zerreisend und brutal,  
Erschrecken tief im Innern jedesmal  
Die sanften Weiden, die verträumten, stillen.  
Bisweilen streichelt wie mit linden Händen  
Ein sanftes Säuseln überm Weiher hin.  
Dann ist's im Schilf, als ob sich Worte fänden  
Wie Traumgeflüster mit geheimnisdunklem Sinn.

### Das Mittagsschläfchen

Im kühlen Schatten auf der Bank von Stein  
Bei der Platane sitzt das Mütterlein.  
Und auf dem Schoss der Ahne schlafend ruht  
Der Knabe, engelgleich, in guter Hut.  
Sie sang ihn ein mit Güte und mit List,  
Bis er dann endlich sanft entschlummert ist.  
O schlafe nur, mein süsser Knabe du,  
So schlafe nur, ich hüte deine Ruh!  
Wie ist so still die hohe Mittagsstunde.  
Ein Dampfer ruft. Und einmal bellen Hunde.  
Schlaf, Süsser du! — — Ein letztes, müdes Lallen...  
Nun sind auch ihr die Augen zugefallen.  
Sie schlafen beide, Enkelkind und Ahne,  
Im kühlen Schatten unter der Platane. —  
Doch als ich wiederkehrte, später dann,  
Mit hellen Augen lag der kleine Mann,  
Sah staunend in die Welt und lag so brav,  
Als wüsst' er um der Ahne tiefen Schlaf.

### Sonnentage

Tage licht wie Diamant  
Schreiten unbeschwert  
Wieder durch das stille Land,  
Leise schon verklärt.  
Sieghaft flammen in das All  
Vom Zenit die Strahlen.  
Tage, leuchtend wie Kristall,  
Neigen ihre Schalen.  
Golden liegt ein Seidenglanz  
Ueber diesen Tagen,  
Die den weissen Strahlenglanz  
Um den Scheitel tragen.



Detail von einem Kaysersberger Kamin

## Das durchdolchte Herz von Kaysersberg

Erzählt von A. E.

Peter und Konrad waren zwei stattliche Brüder. Sie wohnten in Kaysersberg im Elsass. Ihre Eltern wurden nicht hochbetagt, zumal die Mutter nicht. Aber Peter hätte der Vater des Bruders sein können, denn sieben Jahre waren die beiden einzigen Kinder auseinander, und Konrad vermisse die Mutter wohl sehr. Die Amme, die den Knaben gross brachte, hatte viel Last mit Konrad: so spät geboren, konnte der Knabe nie genug Milch bekommen. Manchem Kind hatte sie schon ihre Brust gereicht und manchem Herrn ihren Mund. Den Müttern lieh sie ihre Weisheit und Sprüche. Hätten die Kinder so wenig Milch genommen, wie manche Mutter der Amme weise Sprüche behielt, — o dann wäre manches Kind nicht gediehen. Aber an zu wenig Weisheit stirbt ja nie ein Mensch — sogar eine Frau nicht. Aber an zu wenig Milch kann ein Kind verdursten.

Das Schicksal wollte es, dass Peter eine andere Amme hatte: seine eigene Mutter. Peter war so viel sanfter, und das vertrug die zarte Mutter eben noch. Die Amme Helene war damals grad südwärts nach Italien gefahren mit reichen Kaufleuten, und als sie zurückkam, trug sie das Haar statt in Flechten um den Kopf, wie es in Kaysersberg Sitte war, in einem tiefen Knoten im Nacken. Die Frauen in Kaysersberg stellten sich zusammen und betrachteten Helene, und es gab mehr gegen als für wegen dieser Modenarretei und Fremdmacherei. Eine Frau nahm sie deswegen nicht als Amme. Zum Neid mancher Frau spielten grosse Ohrringe an ihren wohlgeformten Ohren. Hatte sie ein Kind am Busen liegen, dann gondelten ihre Gedanken ins Land der Sonne, und sie sumnte das Lied: O santa Lucia!

Als dieser kleine Konrad dran kam, da sagte sie doch oft energisch: «Basta, bambino, basta», und dann setzte sie ein elsässisches Heiteratei drauf, und Konrad hatte wirklich genug. «Es fällt kein Vielfrass vom Himmel. Die werden immer gemacht», war Helenens Spruch. «Madame, der Kneckes hat genug», und die Mutter musste es also glauben. «Sie werden nochmal

erleben mit dem Kneckes, das heisst Sie und ich nicht mehr, der kann mal im Leben nicht genug bekommen. Madame, wissen Sie, abgewogen mit der Wage, so», und Helene stellte wie die Schalen der Wage ihre Hände nebeneinander in die Luft und sagte: «Wissen Sie, wenn das mal Konrads Teil werden sollte», und sie deutete wie eine Sybille auf die höherliegende Hand, «dann, o weh! Das gibt Mord und Totschlag. Der holt sich seinen Teil.» Und Helene strich ihre Hände über die Hüften, die ein starkes Gegengewicht dem Busen waren, und die Traurigkeit der Mutter sehend, sagte Helene mit verändertem Tone: «Aber wir erleben das doch nicht mehr». «Aber Helene, malen Sie den Teufel doch nicht an die Wand! Es ist doch so ein Engeli, so ein Posaunen-Engeli», und zärtlich griff die Mutter nach dem Burschen, und knixend entwand sich Helene ihres Dienstes.

Nachdenklich sass die Mutter mit Konrad da, der lallend mit roten Backen eine Geschichte der zart lauschenden Mutter erzählte. Peter sprang herbei und hielt dem Bruder sein Marmeladenbrot hin, das er grad vesperte, und die Mutter wehrte ab und sagte, dass Konrad ja noch keine Zähnnchen habe und nicht beissen könne.

«Aber du hast doch gesagt, dass Konrad beisst, und deswegen hast du doch Helene bestellt. Der tut das nichts. Die ist dreimal so gross wie du», und Peter stuppste mit seinem Finger an Konrads dicke Backen, die wie Aepfelchen glänzten. «Aber Peter, sei doch zarter mit dem Brüderchen», und Peter machte sich lachend davon und versuchte Helene auf kindlichste Art nachzumachen, indem er langsam den Bauch vor sich herschob, seine Finger spreizte und in ein tolles Lachen kam. «Aber Peter», rief, das Lachen unterdrückend, die Mutter nach.

Helene überlebte die Mutter der Söhne lange noch und sah noch vieles wahr werden, was sie so in den Tag geschwätzt hatte. Hässlich wurde sie noch von Angesicht, weil sie in ihrem Alter noch mehr geschwätzt hat, da das ihre einzige

Beschäftigung war, als sie verblühte und keine Kinderreime mehr sang.

Die Söhne erbtten von ihrem Vater viel Land und Weinberge. Aber es war ihnen die Bebauung zu mühsam, und das weitentfernteste Land stiessen sie bald ab, da sie noch reichlich Aecker und Wiesen hatten. Und da die Brüder gut zu einander standen, berieten sie, von dem Erlös sich zwei Häuser zu bauen.

Der eine von den Brüdern war so gross und kräftig wie der andere. So schön wie der andere. Wie der eine auffallend schwarz, war der andere blond, und die Mädchen von Kaysersberg teilten sich in zwei Parteien um die Brüder. Die blonden schwärmten vom schwarzen Peter, und die schwarzen waren in den blonden Konrad verliebt. Die Brüder gingen gemeinsam auf die Felder, zur Kirche, auf's elterliche Grab, gingen zusammen in die Gaststube und sperrten sich abends oft einer dem anderen die Gaststube auf. Sprichwörtlich war die Bruderliebe Peters und Konrads geworden. Der eine jagte so gut wie der andere, fischte so gut, ritt so tapfer wie der andere. Für die Mädchen war es kein Risiko, für den einen oder den anderen zu schwärmen.

Die Häuser, die sie bauen wollten, bauten sie nur unter der Bedingung, dass eins genau wie das andere werden sollte: so hoch, so breit zur Strassenfront, kein Ornament mehr wie das andere, kein Fenster mehr. Sie wollten sich auch in nichts unterscheiden. Krampfhaft pflegten sie das. Wenn dem Händler am Ballen Stoff ein Stück fehlte zum zweiten Anzug und der Händler den einen Bruder überreden wollte, wegen der guten Webart doch das Stück zu nehmen — er verpflichtete sich, in einigen Wochen ein ebenso wertvolles Stück zu liefern ähnlich diesem —, so scheiterte es am gleichen Geschmack, und man entschloss sich auf ein anderes Stück, am gleichen Webstuhl gewebt.

«Halt», rief Konrad am Abend den Händler auf der Strasse an.

«Herr, Herr, was steht zu Diensten?» antwortete geschäftig der Händler, sein Baret lüftend und in der Hand drehend.

«Ihr sollt mir doch das Stück geben, ich will meinen Bruder damit überraschen.»

«Bravo, Herr, Ihr seid ein guter Bruder. Kostbare Ware wird noch kostbarer, wenn ihr so kauft. Ihr kauft sehr billig!»

«Hier eilt euch, das Stück heraus zu packen, hier ist das Geld. Redet nicht so lang, dass uns niemand sieht. Versteht doch, es soll eine Ueberraschung sein.»

«In acht Wochen sollt Ihr die reguläre Ware haben.»

«Schon gut, hebt euch fort!»

Und Konrad verbarg den Stoff sorgfältig.

Man war schon fest an der Arbeit, ein Haus wie das andere zu bauen. Manchen Verdruss gab's — wie immer, wenn man ganz bestimmte Pläne hat.

Konrad liess den kostbaren Anzug schneiden, alles im Geheimen, denn es sollte eine Anerkennung sein für Peters Mühen um die Bauten. Peter stand mehr auf den Gerüsten, den Arbeiten nachgehend, während Konrad auf die Felder ging und sah, den Wein an die Wirte zu bringen, die von alten Jahrgängen noch dalagen und da immer neue dazu kamen.

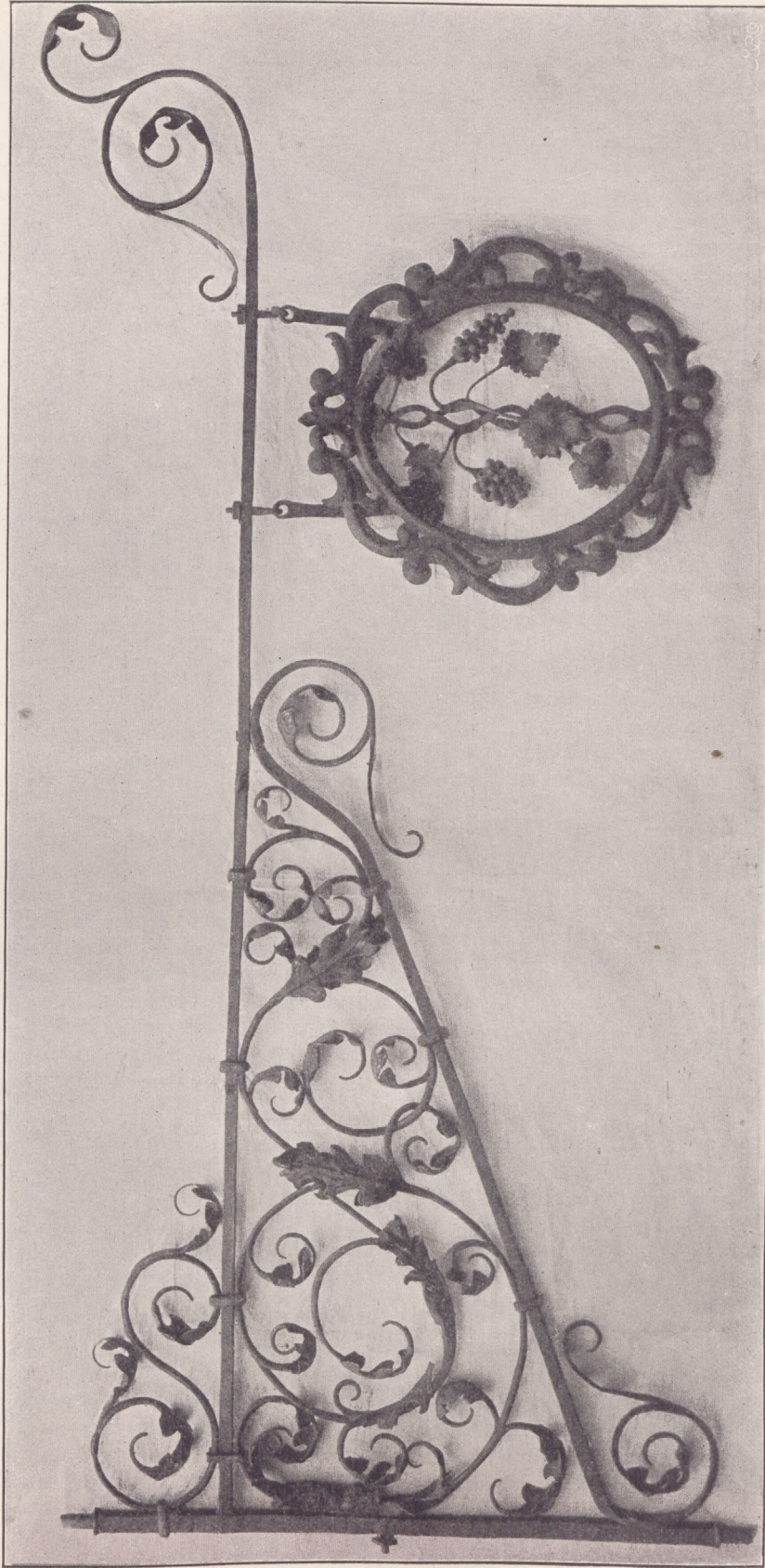
Der Dachstuhl stand, und es war der Baum auf jedem Giebel errichtet, und heiter flatterten die bunten Bänder an den Birken. Peter und Konrad stifteten ein Fass Landwein den Bauleuten, und sie sassen mitten unter den Arbeitern. Gegen Abend gingen die beiden Brüder auf den Schlossberg und wollten sich ihre Häuser mit dem gesamten Stadtbild betrachten. Der Abend war von wunderbarer Milde, und sanftmütiges Abendrot hüllte Kaysersberg ein. So standen die Brüder nebeneinander und freuten sich, die wehenden, bunten Bänder der Birke gewahr zu werden. Es waren ja die Giebel der brüderlichen Häuser die höchsten der Stadt. Plötzlich neigte sich Konrad vor, überschattete seine Augen gegen das helle Licht der untergehenden Sonne und packte Peter fest am Arm:

«Peter, dein Giebel ist höher! Sieh doch!» Konrads Gesicht verzerrte sich. Peter wusste gar nicht, was mit seinem Bruder war, er glaubte, dass Konrad einen Scherz machen würde, und Peter sagte lachend: «Auch das noch!» — «Nein, nein», meinte Konrad, «es ist kein Spass, es ist Ernst. Sieh doch ein gutes Stück! Peter! Dann ist ja alles umsonst!»

«Fass dich doch! Du siehst im Wein heute höher. Du —»

Konrad war aber schon von dannen gerannt, und bis Peter sich besann, war er nicht mehr an seiner Seite. Peter bemühte sich, mit dem Auge die Giebel abzumessen, und er sah alles um sich verschwinden: die ganze Stadt, seines Bruders Haus, alles, und sein Giebel ragte himmelhoch über alles heraus. Der Bruder sah es doch so. So musste es also sein. Da half keine Vernunft mehr. «Abwarten, sonst gibt es ja nichts», meinte Peter so vor sich hin. Und er trollte, den Kopf voller Gedanken, wie er noch nie war, zur Stadt und seiner Wohnung. Das Abendrot war längst ganz erloschen, und es reizte ihn nicht mehr, den Himmel heut abend weiter zu betrachten. Er wollte seinem Bruder nachgehen. Und Peter, der den neuen Rock an hatte, strich mit der rechten Hand über die Weste und so unwillkürlich an sein Herz, und er meinte, die Hülle, dies Geschenk seines Bruders, schnüre ihm Herz und das Blut ab und zu. Zum





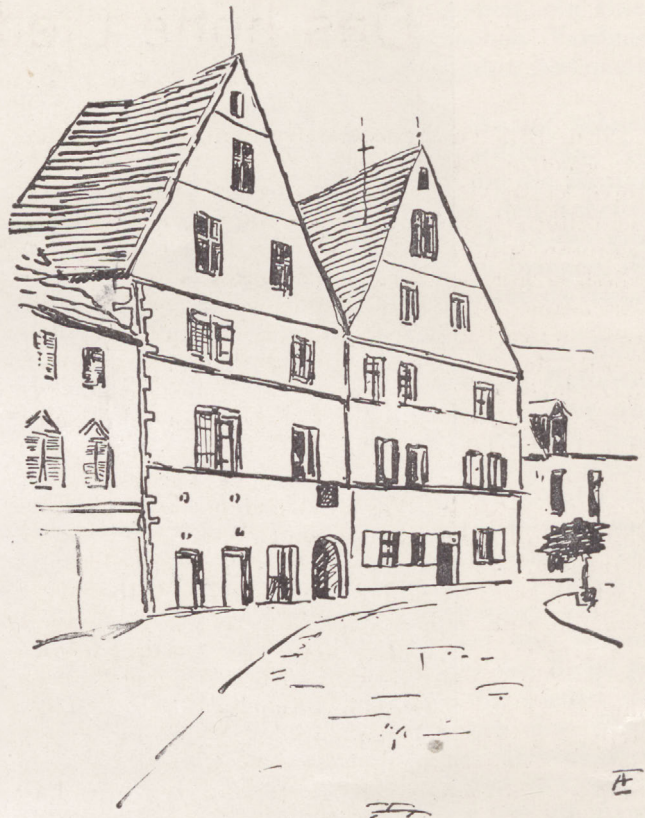
Wirtshauschild zur Traube. Schiltigheim ca. 1700

ersten mal war er anders gekleidet wie sein Bruder und zum ersten mal war er selbst so ganz anders. Er fühlte plötzlich, dass er Er war und dass der Bruder ihm entlaufen war. Wie ein Kind der Mutter eines Tags fortläuft, und da hilft kein Rufen.

Konrad hatte sich in sein Bett verkrochen. Zu Tod hätte er sich trinken können. Zu Tod. Das wäre ihm am liebsten gewesen. Er machte einen Zug aus der Flasche mit Quetsch, einen Zug, so gross wie die dreiviertel volle Flasche. Bah, er wollte sich rächen. Nicht tot saufen. Jetzt war er, der Kleine, der Nachkömmling, ja vor aller Welt gekennzeichnet. Jeder Harzkrämer und Grosse, dessen Weg durch Kaysersberg führte, der sah es ja.

«Wenn er, Peter, der Aeltere und Mächtigere ist, so will ich zeigen, dass ich der Gewaltigere bin, fürchten sollen sie mich!» Und mit diesen Gedanken taumelte Konrad in einen wüsten Schlaf, er sah alles in Rot getaucht, es formte sich zu einem Herz. Er wälzte sich angezogen auf dem Bett herum und lallte vor sich hin: «Das ist es. Das Herz, Peters Herz! Das darf nicht mehr schlagen wie ein Hammer am Bau. Wenn das schweigt, dann schweigt der Unfrieden». Diese Gedanken ballten sich in Konrads Hirn wie giftige Rauchschwaden über einem friedlichen Land voll Fruchtbarkeit und Wohlstand. Hin- und hergerissen von den hohen Fluten seines Blutes und wie ein Ertrinkender versinkend in die Nacht der Urgründe, lag Konrad mit verzerrem, wüstem Gesicht da.

So fand ihn Peter daliegend mit zerzaustem Haar, als er soviel später heute abend in die Stube trat. Spät und wankend vom Wein der Weinberge väterlichen Erbes. Peter prallte zurück, als er Konrad so wüst daliegen sah, ihn, den er gewohnt war, wie einen Knaben friedlich schlafend zu finden. So viel höher Konrad den Giebel fand, so erschreckend hässlich sah Peter durch den Alkohol seinen Bruder. Peter ging ganz nah zu ihm, und dann wankte er zurück und winkte so für sich lässig mit der Hand ab: «Knabe», sagte er spöttisch, «Knäblein, gute Nacht! Morgen bist du wieder nüchtern. Ich auch. Hoher Giebel, höherer Giebel!» Und Peter stiess einen Hocker um, und polternd fiel er in die Dunkelheit, das Licht mit sich reissend. So blieb auch Peter liegen.



Kaysersberg : Kaserne

Konrad war aber wach geworden von dem Gepolter, während Peter in Schlaf versank. Nun kroch Konrad auf den Bruder los, der mit dem Lächeln eines Bacchus dalag, und es klangen Konrad die Worte vom Knäblein im Ohr, und er dachte nun für Peter weiter.

«Ah», winselte Peter, «das . . .»

«Herz» gurgelte Konrad. Alles, alles dachte nun Konrad allein aus. An seinem Dolch tropfte warmes Blut aus Peters Herz. Und der Dolch blieb nicht in Konrads Hand, er glitt ins Herz des Bruders zurück.

Und heute noch steckt des Bruders Dolch in Peters Herz, und alle Welt sieht das durchbohrte Bruderherz, und alle Welt glaubt, ein besseres Herz zu haben, denn noch nie bauten zwei Brüder zwei ungleiche Häuser.

# Das hohe Lied vom Schäfer

Von † Wilhelm Graff, Hirschland

Ein Pfiff, langgezogen, gellend, langsam aufsteigend und dann wieder auf die erste Tonstufe zurückfallend. Ich blicke hinaus. Da draussen schreitet ein Mann, stattlich von Gestalt, schlank, wettergebräunt und braunbärtig. Den braunen Filzhut hat er vorn aufgekrempt, eine weisse Halsbinde ist lose um den Nacken geschlungen, eine lange, schwarzblaue Bluse wallt an ihm herab, darüber hängt ein gelblichgrauer Mantel in malerischem Faltenwurf. Die Beine stecken bis herauf zu den Knien in ledernen Gamaschen, und die Hand trägt einen langen Stab. Neben ihm her laufen, seines Winkes gewärtig, zwei starke, schwarze Hunde. Was mir an dem Manne besonders auffällt, das ist sein Gang. Welch ein Schritt! Langsam, gemessen, hohheitsvoll, nicht dünkelt, eingebildet und gesucht, nein selbstbewusst, stolz, königlich! Und doch lautere, ungezwungene Natürlichkeit. Solch einen Schritt sah ich nie, weder bei einem Offizier noch bei einem Sportsmann. Der ist einfach unnachahmlich, einzigartig, göttlich! Ich beneide den Mann um diesen Schritt, den schönen, bärtigen Mann — unsern Schäfer. So mögen in grauer Vorzeit die Patriarchen an der Spitze ihrer Riesenherden durch die Gefilde geschritten sein.

Aus Scheunentoren und engen Ställen kommen jetzt seine Schutzbefohlenen auf seinen Pfiff blökend hervor. Er wechselt ein paar Worte mit den Bauern, die sich meist um das Wetter drehen, und ebenso gemessen wie sein Schritt ist seine Sprache: langsam, wohlbedacht, einwandfrei. Ich blicke ihm bewundernd nach, wie er die Herde sammelt und dirigiert, mit dem «Spanier» da ein verlorenes aus einer Ecke holend und dort einen störrischen Hammel in seine Schranken verweisend. Die Hunde kreisen um den grösser und grösser werdenden Trupp, und «Türk», der eben in überflüssigem Dienstfeifer ein Lämmchen abgetrieben hat, bekommt für seine Ungebühr mit der Schäferschippe einen wohlgezielten Kehrrechtwurf auf das zottige Fell. Jetzt kommt des Schäfers Bub, ein kleiner, rotwangiger, blonder Krauskopf, mit einem frischen Trupp aus einer Seitengasse, und das vereinigte Heer zieht nun, den Heerführer an der Spitze, blökend, mähend und — meckernd zum Dorfe hinaus, denn auch ein paar Geissen hielten es nicht unter ihrer Würde, sich dem Zuge beizugesellen. Eine muntere Knabenschar gibt der Herde das Geleite, bis dieselbe abseits, in das Feld einbiegt.

Lange blickte ich dem Zuge sinnend nach, und die ragende Figur des dahinwallenden Schä-

fers wird zur Heldengestalt, die rosiger Glorionschein umfließt. Wundersame, alte Erzählungen, geheiligte Ueberlieferungen steigen vor meiner Seele auf. So wie der Schäfer dasteht unter seiner Herde, gross, ein Führer, so steht er auch da in der Geschichte, hochragend, ein Führer der Menschheit. Schon Abel war ein Schäfer, die Erzväter waren Schäfer, reiche, mächtige Schäfer und Hirten; hatte doch Abraham, in dessen Samen alle Geschlechter auf Erden gesegnet sein sollten, über 500 Knechte. Moses, der Mann Gottes, hütete am Berge Horeb die Schafe, als er zu seiner weltgeschichtlichen Aufgabe berufen wurde. David, der königliche Held, der begeisterte Dichter und Sänger, war in seiner Jugend ein Hirtenknabe, aufgewachsen im Kampfe mit Löwen und Bären (Samuelis 17, Vers 34—37). Sicherlich ist also der Ueberwinder des Riesen Goliath trotz seines knabenhaften Aussehens mit grosser Leibesstärke begabt gewesen. Diesem «bräunlichen, schönen Schäferknaben» verdankt das Volk Israel seine gewaltige Machtstellung, die unter dem weisen Salomon ihren Höhepunkt erreichte.

Hirten, Schäfer waren es, denen dort auf Bethlehems Fluren das grösste Ereignis der Weltgeschichte zuerst verkündet wurde, sie standen an der Krippe des Welterlösers, und diese eine Tatsache allein würde genügen, den Schäferberuf für alle Zeiten zu adeln. Der Heiland selbst war vom Geschlechte Davids, des einstigen Schäfers. Er selbst nennt sich den guten Hirten, der sein Leben lässt für die Schafe, und überall, wo er uns handelnd entgegentritt, offenbart er sich auch als dieser gute Hirte; leidend aber ist er das unschuldige, geduldige Lamm, mit dem er auch ungezählte Male verglichen wird, das «Lamm Gottes». Die christliche Religion umspannt heute die Welt, allerdings in mannigfachen, oft sich bekämpfenden Arten und Formen, und die fernsten Völker werden von der christlichen Kultur beleckt. Das Christentum selbst aber geht in seinen Anfängen auf die alttestamentlichen Ueberlieferungen zurück. Schäfer, gottbegnadete Schäfer sind also indirekt nicht nur die Stifter unserer Religion oder richtiger die von Gott dazu ausersehenen Werkzeuge, sondern auch die Erzeuger und Träger unserer gesamten heutigen Kultur. Kein Beruf hat in der Entwicklung der Menschheit eine so hervorragende Rolle gespielt wie dieser einfache Naturberuf, keiner steht wie er in so unzertrennlicher Beziehung zur Weltgeschichte und — Weltreligion. Auch in neuerer Zeit hat der Schäferberuf mehrfach bestimmend

in die Geschieke der Staaten und Völker eingegriffen. Ueberspannte Fürsten entsagten Thronen und suchten das idyllische Leben des Schäfers nachzuahmen, andere liessen sich von derartig extravagantem Schritten nur durch die Macht der Verhältnisse abhalten. In dem Wundermädchen von Orleans haben wir die letzte übernatürliche Berufung einer Schäferin. Wenigstens lässt Schiller sie in ihrem Heimatsdorf die Schafe ihres Vaters hüten. «Oft seh ich ihr aus tiefem Tal mit stillem Erstaunen zu, wenn sie auf hoher Trift in Mitte ihrer Herde ragend steht», oder: «Frommer Stab, o hätt ich nimmer mit dem Schwerte dich vertauscht!» und «schuldlos trieb ich meine Lämmer auf des stillen Berges Höh».

Des Schäfers hohe Gestalt ist längst meinen Blicken entschwunden. Aber von der Wanderung durch die Jahrtausende kehrt mein Geist zurück zu den lichten, seligen Gefilden der holden Knabenzeit, und ich bin wieder ein Junge, so glücklich, so froh, so königlich. In Vaters grossem Graspark spiele ich wieder «Wolf am Baum» mit den Nachbarsöhnen, dem Schäfernickel und dem Schäferheinrich, suche mit ihnen nach versteckten Ostereiern und winde Kränze aus Veilchen und Gänseblümchen, Primeln und Kuckucksblumen. Wir drei bildeten ein unzertrennliches Kleeblatt, dem sich meistens noch der «Tiewel», mein treuester Jugendgespieler, beigesellte. Unsere Methode wich bedeutend ab von der Manier lernbegieriger Knaben heuriger Zeit. Den Schulsack, «Dummheitskasten», wie wir das aus Brettern und einem Riemen kunstlos zusammengefügte Möbel kurzweg nannten, vom Rücken und — hinaus, hinaus ins Freie, in den Garten, an den Bach, ins Feld, in den Wald: Pfeifen und Schalmeien drehen, Vogelneester suchen, Erdbeeren pflücken, Haselnüsse raufen, je nach Lust und Jahreszeit. An freien Donnerstagen da streiften wir mit dem Schäfer, dem alten Franz, auch über das Almend, über die weiten, mit Disteln und Quecken besäten Brachfelder, auf den heckenhäuptigen «Hungerberg», in die waldumrandete «Nachtweide» mit ihrem Heidekraut und ihren tausendjährigen Rieseneichen. Wir leisteten dem Schäfer unersetzliche Dienste, wenigstens meinten wir das, und wir kamen uns schon ungeheuer wichtig vor, wenn wir den Hunden etwas Arbeit abnahmen und ein lässiges, vom Trupp abgekommenes Schäflein oder eine halsstarrige Geiss einholen durften. Unvergesslich bleibt mir die köstliche Mittagsrast auf dem Almend, unter den alten, weitästigen Nussbäumen droben auf dem «Steigberg», unvergesslich auch die Stunden, da wir dem Schäfer und seinen Hunden das Nachessen hinaustragen durften, wenn weit ab vom Dorfe auf entlegenem Brachland der Pferch stand. Einem Fürsten im herrlichsten Prunksaal kann das auserlesenste Leib-

gericht nicht trefflicher munden als dem alten Schäferfranz seine dampfende Mehl- oder Rahmsuppe. Ja ich möchte die bescheidene Schäfermahlzeit ein fürstliches, königliches Essen nennen, gegen welches die prunkvolle Fürstentafel nur ein Souper in recht engen, bescheidenen Verhältnissen genannt werden kann. Eine knorrige Baumwurzel vertritt den Fürstensessel und der Schoss den Galatisch. Die Decke im Speisesaal, das war der weite, freie, abenddämmerige Himmel, und die Deckengemälde wurden durch die purpurnen und violetten Abendwolken hingezaubert. Anstatt der exotischen Topfgewächse, der Blumengirlanden und Wandmalereien aber weites, blumiges Feld, wogende Saaten, dämmernder, von feuchten Abendnebeln umflorter Wald und in der Runde friedliche Dörfer mit bläulich aufsteigendem Kaminrauch und roten und grauen, im letzten Abendgold leuchtenden Ziegeldächern. Und gar erst die Tafelmusik! O, ein hehres Konzert von fern verhallendem Abendglockenläuten, letztem Amselruf und melodischem Nachtigallenflöten. Das klingt so süß, so traut, klingt bis ins Herz hinein. Und wo bleiben die Diener und Palastwächter? O, das sind die treuen Hunde, und die Herde, die ist das getreue Volk und Heer dieses Königs ohne Land. Fühlte der Alte etwas von dieser seiner Herrlichkeit? Er musste wohl. Denn er nahm seinen wetterzerschundenen Hut vom grauen Kopfe und lispelte ein kurzes Dankgebet hinauf zum Allerherrlichsten, und wir Buben standen dabei, scheu, ehrfurchtsvoll, mit gefalteten Händen. Wir beteten leise mit, und es war, «als ging der Herr durchs stille Feld».

Noch einmal vergegenwärtige ich mir Schäfers Leid und Freud, sein Leben da draussen, sein Kämpfen und Mühen. Schön ist der sonnige Tag, schöner die Nacht, die hehre, die unerforschliche, mit ihren ewigen Sternen und vollends diese diese Nächte, diese unvergleichlichen Nächte draussen in freier Natur bei den Hürden allein! So still liegt die Welt, die schweigende, sternenhelle, nur ein Feldhuhn ruft, ein fernes Käuzchen klagt, und ein Schaf blökt verträumt. Auch die Hunde träumen, die Herde schlummert und träumt, die ganze Natur träumt, träumt dem reifenden Sommer entgegen. Gottes Liebe schaut mit Sternenaugen über die schlummernde Erde. Wer da nicht die Nähe des Allgewaltigen spürt, o der ist arm und hätte er die Schätze eines Krösus. Aber du spürst sie, diese allmächtige, ewige Liebe, und Heil dir darob!

Doch es kommen für unsern Schäfer auch andere Stunden. Es ist schwül, schwül zum Ersticken und still, unheimlich still. Es wetterleuchtet am Horizont, und es grollt in weiter, weiter Ferne. Und nun steigt es auf, unheilverkündend, schwärzer als die Nacht. Es wächst in



Zeichn. R. Kuder

Elsässer Schäfer

den Himmel hinein unter fortwährendem Blitzen, Grollen, Tosen und Donnern. Das kommt schnell, furchtbar schnell, da ist an eine Heimkehr nicht mehr zu denken, denn schon fegt heulend der Sturmwind über die Felder, Staubwolken und lose Blätter wild vor sich herwirbelnd, der nachtschwarze Wald stöhnt und braust und tost, Blitze flammen und Donner krachen, der ganze Himmel ein aufleuchtendes Feuermeer, einzig schön in seiner unheimlichen Pracht. Und in all den Aufruhr hinein das ängstliche Geblök der Schafe, die sich furchtsam in den Hürden drängen und sich auch durch die hin und her jagenden Hunde nicht beruhigen lassen. Heraus jetzt, Schäfer, aus deiner schützenden Karre, den Wettermantel über, die Schippe zur Hand! Jetzt gilt es! Und nun Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag. Der Regen prasselt, als ob ein Regiment Tamboure die Trommeln rührte, und dazwischen hinein Donnerschläge, dass die Erde bebt. Mächtiger drängen die armen Tiere in ihrer Angst gegen die schwachen Hürden; sprengen sie dieselben, so werden sie nach allen Windrichtungen auseinanderstieben. Aber du stehst da, hell vom zuckenden Strahl erleuchtet, furchtlos in Wetter und Graus, ein Beschützer und Gebieter, ein Gott für deine unmündigen Pflinglinge. Und sie hören

deinen Ruf, der das Gebraus des Wetters über-tönt, und sie sehen deine leuchtende Gestalt, und du triumphierst über den Aufruhr der Elemente. Sie beruhigen sich; sie kennen dich, du bist ihr Gott.

Fürwahr, mich wundert es nicht, dass von allen Sterblichen gerade du höchster Offenbarung gewürdigt wurdest. Wer wie du so viel mit seinem Gott, dem Höchsten, Grössten im Weltall, und den schwächsten, hilflosesten Geschöpfen der Kreatur allein war, der versteht auch die gewaltige Sprache des Herrn der Schöpfung, der fühlt seinen heiligen Odem, der spürt den keuschen Herzschlag der Natur und vernimmt ihre geheimnisvollen Laute, er ist «vogelsprachekund wie Salomo». Dein eigener schöner Beruf spielt sich ja tagtäglich ab als ein Stück Vorsehung gegenüber den Allerunmündigsten.

In früheren Zeiten, es sind noch kaum 70 Jahre her, da hattest du auch manchmal einen Kampf mit Wölfen zu bestehen. Da konnte einem noch gruseln, wenn aus dem nahen Walde das Geheul dieser hungrigen Bestien herüberklang, oder wenn die hinterlistigen Gesellen in weitem Bogen um die Hürden schlichen, die starken Hunde unruhig wurden und die die Gefahr witternden,



R. Küven

Kath. Kirche in Büttlen

erschreckten Schafe sich auf einen dichten Knäuel zusammenpferchten. Damals lag immer eine halbrostige Flinte in deiner Karre, und es bedurfte oft deiner ganzen Kraft, um ein Ausbrechen der Schafe zu verhindern. Nicht selten riss dann ein Schreckschuss, der die lungernenden Bestien verscheuchen sollte, die Dorfbewohner aus süßem Schlummer empor. Die Wölfe sind verschwunden, und das Gruseln verlernt man in unserer fortgeschrittenen Zeit. Ich fürchte nur die zweibeinigen Wölfe, und von ihnen nicht einmal die, so bedrohlich heulen und die Zähne fletschen, nein, sondern die, welche heimtückisch um das Haus herumschleichen, feig wie Hyänen, und mit giftigem Geifer Namen, Ruf und Ehre angreifen. Solchen Wolf würde ich unbedingt niederschlagen oder schießen, und du wohl auch, lieber Schäfer. Du und ich, wir haben uns noch ein bisschen Naturmenschentum bewahrt, wir, die freien Söhne der Natur, du, der Schäfer, und ich, der Bauer, und wer uns zu nahe tritt — nun du weißt ja, wir schicken ihm nicht erst eine Karte, wie die da oben, die den ärgsten Schuff noch als Ehrenmann behandeln und dadurch ungewollt die Niederträchtigkeit, die Gemeinheit und sittliche Verderbnis beschönigen und gross-

ziehen, nein, wir sind Männer des Rechts und der frisch-franken Vergeltung.

Eine mühsame, aber schöne und einträgliche Arbeit entsteht dem Schäfer bei Eintritt der wärmeren Jahreszeit durch die Schafschur, der die Schafwäsche vorangeht. Die Schafe werden in den Fluss getrieben, die störrischen hineingeworfen, und nun heisst es: schwimm oder geh unter. Ich denke da unwillkürlich an eine hässliche Unsitte, die früher beim Militärbade üblich war, allwo man die armen Leute oft mehrere Stockwerke hoch herab ins Wasser stürzte, falls sie nicht freiwillig den Sprung in die grausige Tiefe wagten. Hat man das nette Verfahren vielleicht bei der Schafwäsche abgelauscht und es, der zähen Natur des Menschen Rechnung tragend, entsprechend verummenschlicht? Fast muss man auf derartig sündhaften Argwohn verfallen. Nachdem die Schafe von ihren Schwimmkünsten ausgiebigen Gebrauch gemacht und das «Schafbad» mehrere Male durchschwommen haben, verlassen sie schüttelnd, pustend und mähend das ungastliche Nass. Zur Schafwäsche müssen die Schäfer oft meilenweit herkommen, da nicht jeder kleine Bach dazu eignet. Etwas Anmutigeres aber als eine gewaschene Schafherde kann man sich kaum vorstellen. Schneeig rein ist die «schimmernde Wolle» der vorher graugelben Herde, die nun blöckend dem Heim entgegenzieht, schöner sind vielleicht nur die wandernden Schäfchen, die dort am Firmament im Purpurschein dem sinkenden Tagesgestirn zufluten.

Oft schon am Tage nach der Wäsche beginnt die Schur, zu welcher der Schäfer sich gewöhnlich einige Kollegen aus den Nachbarorten herbeiholt. In der sauber ausgefegten Scheune oder auch unter freiem Himmel werden auf Bretterstühle ein paar reine Dielen aufgelegt, und auf diese einfache Weise eine oder mehrere Bänke konstruiert. Jeder Scherer nimmt nun ein Schaf auf die Bank und macht sich mit einer wahrhaft riesigen Schere, gegen welche die Schere manches Schneidermeisters die reine Liliputanerin ist, ans Werk. Ich kann nicht sagen, dass die Schafe der sprichwörtlich gewordenen «Lammesgeduld» besondere Ehre machen. Gar viele strampeln recht ungezogen und blöken dem Schäfer die Ohren voll. Aber die Leute sind Meister in ihrem Fach und auch Meister in der Geduld, und sehr bald fällt die weisse Umhüllung als ein zusammenhängendes Wollfell auf das ausgebreitete Tuch. Bei ihrer Arbeit fehlt es den Schäfern natürlich nicht an neugierigen Zuschauern, namentlich die Dorfjugend, insbesondere die Knaben, sind immer stark vertreten. Das vorlaute Geplauder der Jungen sticht gewaltig ab von dem würdigen Ernst der Männer, die auch das in der Runde kreisende «Weinkrögel» des Bauern nicht aus ihrer Ruhe bringen vermag. Sie kennen ihre

Pflicht und wissen, dass, wenn sie beim Bohnenhans zu tief ins Glas schauen, der Nachbar möglicherweise durch Einbusse eines wertvollen «Stücks» die Zeche bezahlen müsste. Darum: Kopf oben!

Wie nackt, wie hässlich erscheinen dem Auge nun aber die geschorenen Schafe! Da kann man so recht sagen: Kleider machen Leute, Lumpen Läuse. Diese Jammerbilder, dünnbeinig und halb kamelartig, oft wänstig mit durchscheinenden Rippen kann selbst das geübte Auge des Schäfers, der sonst jedes seiner Schutzbefohlenen kennt, nicht mehr unterscheiden. Die Schafe werden daher, ehe sie wieder zur Weide gehen, von dem Besitzer oder dem Schäfer «gezeichnet», und man hat da oft Gelegenheit, auf den Schaf Rücken die wunderlichsten Klecksereien, die Buchstaben vorstellen sollen, zu bewundern. Ein vorsichtiger Schäfer vermeidet in der ersten Zeit den «Pferch», bis die Schafe wieder an die Luft gewöhnt und widerstandsfähiger sind.

Pekuniär stellt sich der Schäfer heutzutage in Anbetracht seiner Leistungen bedeutend schlechter als andere Hirten, besonders als der Schweinehirt. Er ist fast das ganze Jahr an die Herde gefesselt, in der bessern Jahreszeit sogar Tag und Nacht. Dabei muss er immer der fettesten Weide nachziehen, was bei der verminderten Brache heute keine Kleinigkeit ist, wohingegen der Hüter der Borstentiere seinem Amt täglich meistens nur ein paar Stunden widmet, die er grösstenteils auf dem «Almend» im Schatten der Bäume und Hecken verlungert. Trotzdem ist derselbe verhältnismässig besser bezahlt als der Schäfer, denn die Schweinezucht hat zu-, die Schafzucht aber abgenommen, und die Auslohnung erfolgt vielerorts nach der Stückzahl in Naturallieferungen, z. B. neben etwas Gemeindegut (Hirtenäckern) 16 Liter Weizen jährlich auf den Kopf, abgesehen von mancherlei Trinkgeldern; letztere verdichten sich in manchen Gemeinden an gewissen Festtagen sogar zu Bergen von Kuchen, Speck, Eiern, Obst usw.

Der Rückgang der Schafzucht hängt mit der verbesserten Wirtschaftsmethode, mehr aber noch mit gewaltigen Verschiebungen auf dem Weltmarkt zusammen. Eine starke Schafherde war früher für die ausgedehnten Brachfelder auf den grossen Bännen Erfordernis. Sie weidete das Unkraut ab, das der Pflug nicht immer rechtzeitig meistern konnte und sie düngte mit dem Pferch die Aecker, für die es beständig an Stallmist gebrach. Kunstdünger war dem Bauer so gut wie unbekannt. Das stete Sinken der Getreidepreise, hervorgerufen durch den gewaltigen Export Amerikas, mit dem ein gleichzeitiges Steigen der Fleischpreise Hand in Hand ging, das durch den Bevölkerungszuwachs, die verbesserte Lebensweise und das Zusammenströmen in den



R. Kügen

Kirchberg bei Thal

Städten bedingt wurde, brachte unsere Landwirte von selbst zur Einschränkung des Getreide- und zur Erweiterung des Futterbaus. Mit der Verminderung und teilweisen Aufgabe der Brache hatte die Schafzucht einen argen Stoss erlitten, zudem fand sich im Kunstdünger ein besserer und billigerer Ersatz für den Pferch. Vollends aber wurde ihre Lebensader unterbunden durch die australische Konkurrenz, die eine Umwälzung auf dem Wollmarkt hervorrief. Mit dieser guten und billigen Wolle konnte unsere Ware nicht konkurrieren.

«Unser einheimisches Schaf kommt somit heute kaum anders noch denn als Fleischschaf in Betracht. Gewaltige Trupps gehen allherbstlich aus Innerfrankreich, aus Elsass, Lothringen und auch aus Süddeutschland nach Paris, wo das Schaffleisch unter allen Massenfleischkategorien den höchsten Preis aufweist. Trotzdem floriert die Schafzucht heute nur noch in Gemeinden mit ausgedehnten Oedland- und Almendflächen, auf arrondierten Gutshöfen, wo der erste und letzte Halm und die letzte Aehre durch das Schaf verwertet wird, und — im Interessenbereich reicher Wanderschäferbarone, wo die Bauern mit ihren Kulturen nicht selten die Leidtragenden

sind und der stolze Schäfer leider zuweilen das Werkzeug seines Brotherrn wird. Derartige Ausnahmen dürfen indessen das ideale Allgemeinbild nicht trüben.»

Unter dem bedauerlichen Rückgang der Schafzucht leidet natürlich der Schäfer am allermeisten. Aber sein heutiger, nur mässiger Wohlstand oder seine Armut werden ihm ebensowenig unsere Sympathie entziehen wie sein Herabsteigen vom einstigen freien, herdenreichen Weidebesitzer zum einfachen Gemeindegirten. Dieser aus der Entwicklung der Dinge sich ergebende logische Rückschritt kennzeichnet ja den Fortschritt der Menschheit vom Fischer und Jäger zum herdentreibenden, wandernden Nomadenvolk bis zum sesshaften Ackerbauer, in dessen fruchtbarem, unerschöpflichem Schoss alle Kultur und die Blüte derselben, Wissenschaft und Kunst, aufgehen und gedeihen. Die Abraham und Lot, die Jakob und Laban sind verschwunden ebenso wie die reichen Schäfer der späteren Jahrhunderte, die noch in unseren Volksliedern fortleben. Und wo sich auf grossen Gütern noch Schatten der einstigen Riesenherden finden, da sind es meistens Lohnschäfer, Mietlinge (aber im bessern Sinne), die mit ihrer Führung betraut sind. Auch unsere Gemeindegirten sind solche Lohnschäfer. Aber der Geist, der durch die Jahrtausende gewaltet, drückt auch heute noch dem Schäfer vor allen anderen Hirten das Adelsdiadem auf die Stirn und, was höher ist, ins Herz. Vergleichen wir mit dem Schäfer doch unseren unentbehrlichsten Hirten, den Schweinehirten. Wie verpönt ist dessen Beruf und meist auch er selbst! Schon der verlorene Sohn musste, um sein Leben zu fristen, zur verachtetsten Arbeit greifen: «er hütete die Säue». Das Schwein galt und gilt noch heute bei den Orientalen als unrein. Wer weiss, ob das Vorurteil, das wir gegen den Beruf des Schweinehirten hegen, nicht schon durch Ueberlieferung eingewurzelt ist, sind wir doch in vieler Hinsicht die geistigen Erben der Kinder Israels. Unsere Religion fusst, wie schon eingangs erwähnt, auf dem Gesetz, das dem ehemaligen Schäfer Moses dort auf Sinai eingegeben wurde, sowie auf den Prophezeiungen ihrer gottbegnadeten Propheten, die verheissend auf den Messias hinweisen. Das alte Testament mit seinem Abfall, seinem Ruf nach Erlösung und seinen Messias Hoffnungen ist die Grundlage ihrer und unserer Religion. Ohne es kein Christus, keine neutestamentliche Welterlösung! Nur sehen wir die Zeit, da der Verheissene, Grosse, der Welt heiland gekommen, als erfüllet an, sie nicht. Zweifellos hat auch die alt- und neutestamentliche Ueberlieferung den an und für sich schon poesievollen Beruf des Schäfers so ungemein idealisiert. Vergleichsweise finde ich daher den sprichwörtlichen Schäferstolz vollauf gerechtfertigt,

gerechtfertigt durch eine ruhmreiche Vorgesichte, gerechtfertigt durch seine ideale Seite, gerechtfertigt aber vor allem — und das ist mir die Hauptsache — durch eine solide, ehrbare, rechtschaffene Lebensweise. Dieser Schäferstolz ist international. Stolz ist der württembergische Schäfer, stolz der Lothringer, stolz auch der welsche Schäfer und auch der berühmte schottische Schäfer, ja die ganze Zunft wird anders denn stolz nicht sein. Stolz lieb ich den Spanier! Und stolz lieb ich den Schäfer! Und du darfst, du sollst stolz sein, freier Sohn der Natur! Haben dich doch auch die Dichter verherrlicht! «Schäfers Sonntagslied» von Uhland, seine «Kapelle», sein «Knab vom Berge» und viele Perlen anderer Dichter besingen dich und deinen schönen Beruf. Auch unsere gottbegnadeten Künstler und Landschaftsmaler haben dich immer und immer wieder mit Stift und Pinsel verewigt. Ueberall in Lied und Bild bietest du eine stimmungsvolle Staffage; keiner entzieht sich dem geheimnisvollen Zauber deiner naturwüchsigen, geschichteten- und legendenumspunnenen Persönlichkeit. So wirst du es mir nicht verargen, wenn auch meine schwache Feder dein, des Vielbesungenen, Loblied singt. Und dass ich nicht vereinzelt dastehe mit meiner Schäferbegeisterung, dass schon die Alten so gefühlt, die alten Bauern, das beweist ein altes, wunderschönes Volkslied, das früher in den Kunkelstuben der Alten viel gesungen, und das ich mit einigen kurzen Bemerkungen hier zum besten geben will. Die Leser, die das Lied noch nicht kennen, werden erstaunt sein über die Kraft, prägnante Kürze und schlagende Wucht des Dialogs dieser tragischen, schlichten Verse:

Es reiset ein Schäfer zum Tor hinaus, ade,  
Der Edelmann schauet zum Fenst'r heraus, ade,  
o weh, ade!

«Bist du doch ja nur eines Schäfers Sohn, ade,  
Und gehest in Samt und Seid davon?» ade,  
o weh, ade!

«Was geht das dich stolzer Edelmann an? ade,  
Wenn nur es mein Vater bezahlen kann!» ade,  
o weh, ade!

Der Edelmann fasst einen grimmen Zorn, ade,  
Lässt werfen Schäfer in d' tiefsten Torn (Turm),  
ade, o weh, ade!

«Ach Edelmann, lass meinen Sohn beim Leb'n, ade,  
Ich will dir vierhundert Stück Hämmel geb'n!»  
ade, o weh, ade!

«Vierhundert Stück Hämmel ist mir kein Geld,  
ade,  
Dein Sohn, der muss sterben im weiten Feld!»  
ade, o weh, ade!





Robert Gall

Kapelle bei  
Ammerschweier

«Ach Edelmann, lass meinen Sohn beim Leb'n, ade  
Ich will dir wohl tausend Stück Hämmel geb'n!»  
ade, o weh, ade!

«Und tausend Stück Hämmel ist mir kein Geld,  
ade,  
Dein Sohn, der muss sterben im weiten Feld!»  
ade, o weh, ade!

«Ach Edelmann, lass meinen Sohn beim Leb'n, ade  
Ich will dir zehntausend Stück Hämmel geb'n!»  
ade, o weh, ade!

«Zehntausend Stück Hämmel, n' schöne Herd, —  
ade,  
Dein Sohn ist fürwahr meiner Tochter wert!»  
ade, o weh, ade!

«Und wär deine Tochter in Ehren fromm, ade,  
So würd sie nicht nehmen n' Schäfersohn!»  
ade, o weh, ade!

Ach, hätte der Schäfer dies Wort verschwieg'n,  
ade,  
So wär sein Sohn am Leben g'blieb'n. — ade,  
o weh, ade!

Es ist mir auch eine andere Variation be-  
kannt. Darnach lauten die drei ersten Strophen  
folgendermassen:

Der Edelmann reiset zum Tor hinaus, ade,  
Der Schäfersohn treibt die Lämmer hinaus, ade,  
o weh, ade!

Der Edelmann zieht sein Hütelein ab, ade,  
Und wünscht dem Schäfer n'en guten Tag, ade,  
o weh, ade!

Ach Edelmann, lass dein Hütlein stohn (stehn),  
ade,  
Ich bin ja doch nur eines Schäfers Sohn, ade,  
o weh, ade!

Im weiteren bietet der alte Schäfer (bei sonst  
gleichem Wortlaut) dem Edelmann zuerst 100 Ta-  
ler, dann 100 Hämmel und darauf 1000 Stück für  
die Freilassung seines Sohnes, woraufhin des  
Edelmans Heiratsantrag für seine Tochter er-  
folgt.

Die letztere Variation hat ohne Zweifel mehr  
Aehnlichkeit mit dem Urtext in Pfarrer Pinks  
herrlicher Liedersammlung «Verklingende Wei-  
sen» (B. 1, Seite 259), der unter der Ueberschrift:  
«Es ging ein Edelmann» also anhabt:

Es ging ein Edelmann über die Brück,  
Ringlein, Rose, Blume,  
Da begegnet ihm ein Schäferssohn.  
Berg und Tal, kühler Schnee,  
Herzlieb, Scheiden, und das tut weh!

Der Edelmann tut sein Hütelein ab,  
Ringlein, Rose, Blume,  
Und wünscht dem Schäfer einen guten Tag.  
Berg und Tal, kühler Schnee,  
Herzlieb, Scheiden, und das tut weh!

Der weitere Dialog sei unter Weglassung des Refrains hier wörtlich mitgeteilt :

«Ach, Edelmann, lass dein Hütelein an,  
Ich bin ja nur eines Schäfers Sohn.»

«Bist du ja nur ein Schäferssohn,  
Und hast so schöne Kleider an?»

«Die schönen Kleider, die ich hab,  
Die mein Vater bezahlen kann.»

Den Edelmann fasst ein grimmiger Zorn,  
Er wirft den Schäfer in ein tiefen Turn.

Das wird dem Schäfer sein Mutter gewahr,  
Sie kam in einer Kutsch gefahr'n.

«Ach, Edelmann, lass mein Sohn beim Leben,  
Ich will dir dreihundert Taler geben.»

«Dreihundert Taler ist mir kein Geld,  
Dein Sohn muss sterben in meinem Feld.»

Das wird dem Schäfer sein Vater gewahr,  
Er kommt in einer Kutsch gefahr'n.

«Ach, Edelmann, lass mein Sohn am Leben,  
Ich will dir dreihundert Lämmlein geben!»

«Bist du dreihundert Stück Lämmlein reich,  
So muss dein Sohn meine Tochter haben.»

Dass dieser Text tatsächlich der ältere und echtere ist, dafür sprechen verschiedene Besonderheiten : das ungleiche Vermass, der äusserst volkstümliche Refrain, das geringe und doch so hochgewertete Angebot der Schäfersleute, welches sich der Geldknappheit einer fernen Zeit anpasst, sowie das betonte Anfahren von Mutter und Vater in einer «Kutsch». Aber diese Urfas-

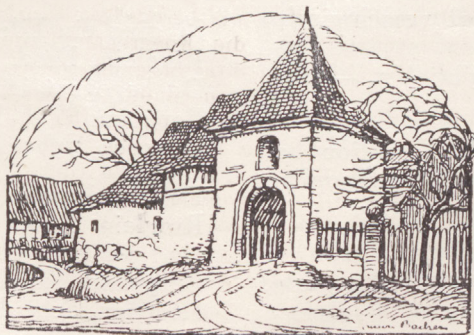
sung ist mehr auf den Edelmann zugeschnitten. Derselbe ist gewissermassen die Hauptperson, die, geblendet vom Reichtumsnimbus des Schäfers, vom Lebensbedroher zum Bräutigamswerber für die Tochter überwechselt. Also eine ausserordentliche Gunsterweisung und ein grosser Glücksfall, mit dem der Schäfer und der Leser zufrieden ist.

Dem gegenüber hebt die Tragik des Schäferliedes jüngern Datums den Schäfer als Charakter weit über den Edelmann hinaus. Denn das Schönste in diesem packenden Volksliede mit seinem tragischen Ausgang ist wohl des alten Schäfers stolze, ausschlagende Antwort : Und wär deine Tochter in Ehren fromm, so würd sie nicht nehmen einen Schäferssohn ! O, ein furchtbarer Triumph des einfachen Schäfers über den stolzen Edelmann, allerdings auch ein furchtbar teurer Triumph ! Aber diese Antwort gleicht dem Schäfer, das ist echter Schäferstolz, echter Stolz des graden, unerschrockenen Mannes, der «sein Alles freudig setzt an seine Ehre». Fürwahr dieser urwüchsige, ehrenstolze, reiche Alte überragt nicht nur himmelhoch den gewalttätigen, geldgierigen, käuflichen Edelmann, er beschämt auch viele Zukreuzekriecher, Vornehme und Geringe unserer ehr- und geldsüchtigen Zeit. Alter, du bist ein ganzer Mann ! Eifern wir dir nach ! Und gottlob ! «Dort unterm freien Himmelsdache, wo der Sinn noch frisch ist und das Herz gesund», dort werden dir immer noch Nacheiferer erwachsen, gleich urwüchsig und kernig wie du, wenn die sittliche Fäulnis der Grosstädte, ihr giftiger Pesthauch und Dunst, der sich wie Niederungennebel über weite Strecken unseres Vaterlandes lagert, das Mark unseres Volkes je anfressen sollte.

\* \* \*

Anm. : «Das hohe Lied vom Schäfer» ist eine ältere Arbeit unseres langjährigen Mitarbeiters W. Graff, die er für unsere Zeitschrift umgearbeitet hat. Der Verfasser hat ihre Veröffentlichung nicht mehr erlebt. Gott hat den unermüdlichen Schaffer, der die Feder ebenso kraftvoll und geschickt zu handhaben wusste wie Pflug und Sense, zu sich in die Ewigkeit genommen. Wir werden dem einfachen Mann aus dem Volke, der sich mit einfacher Volksschulbildung selbständig den Weg zu umfassendem Wissen und literarischer Arbeit gebahnt hat, ein liebe- und ehrenvolles Andenken bewahren.

Die Redaktion.



# ||||| Ausschau |||||

## Die Malerei auf der Ausstellung christlicher Kunst im Elsass

Ueberraschten in Colmar die Bildhauer durch die Mannigfaltigkeit der ausgestellten plastischen Arbeiten, so waren unsere elsässischen Maler, wenigstens an der Zahl, minder günstig vertreten.

Unter ihnen war es unser vielseitiger René Kuder, der sich auch auf religiösem Gebiete den Vorrang wahrte. Der Kreuzweg von St. Magdalenen in Strassburg prangte am Ehrenplatze. Charles Spindler führte uns einen Kreuzweg in der ihm eigenen Intarsientechnik vor. Seine Odilien-Komposition verkörperte jene elsässische Kunst, die mit unserer Generation heranwuchs, die uns in jungen Tagen lieb geworden. Viel verheissend standen Paul Spindlers Arbeiten nebenan.

Bedauerten wir schon die Fresken Lesvallières nur durch einige Photographien vertreten zu sehen, so litten auch unsere elsässischen Vertreter dekorativer Kirchenmalerei unter der unvermeidlichen Beschränkung, die ihnen der Rahmen einer Ausstellung auferlegte. Vielumstritten sind da noch die Malereien Ehrismanns; haben sie sich auch schon eine Gemeinde treuer Anhänger gewonnen, so finden die wirkungsvollen Kirchenfenster dieses Meisters leichter allgemeine Anerkennung. Auch Robert Gall, dem das Elsass für das Zustandekommen der prächtigen Ausstellung in erster Linie verpflichtet ist, trat aus den gleichen technischen Gründen allzu bescheiden in den Hintergrund. Sein Kreuzweg aber sprach eine eindringliche, kraftvolle Sprache, wie man sie beim Schöpfer so vieler sanft gestimmter Kompositionen vielleicht nicht erwartete. Auch P. Ledoux' Kunst kam nicht zu voller Wirkung. All diesen Künstlern müssten wir an den Ort ihres Schaffens in die Kirchen und Kapellen des Elsasslandes folgen, um ihnen gerecht werden zu können. Vielleicht wird es uns bald möglich sein, auf solch künstlerischer Wallfahrt

nachzuholen, was der Ausstellungssaal uns vorenthalten musste.

Robert Küvens Stationen nahmen mehr durch ihre Kompositionen als durch malerische Durchführung für den jungen Künstler ein, der bereits durch wertvolle Entwürfe zu keramischer Behandlung dieses Stoffes hervortrat und der noch vielversprechend am Beginn seiner Laufbahn steht. In einem Kreuzwege, den sie für St. Gerhard in Hagenau schuf, streift Elisabeth Meyer in der Konzentration des Stoffes die Grenze des Erträglichen, verleiht aber ihren Kompositionen viel Kraft und Einheitlichkeit. Noch hat sich für ihre endgültige Aufstellung keine befriedigende Lösung gefunden.

Emile Gommenginger zeigte gediegene Arbeiten ornamentaler Dekorationen. Es ist bedauerlich, dass sich Joseph Asal auch diesesmal nicht zum Ausstellen entschliessen konnte.

Auf dem Gebiete der Graphik und des Plakats fesselten nicht nur durch ihre künstlerische Bedeutung, sondern auch die allgemeine menschliche Teilnahme die Arbeiten des früh geschiedenen Henri Bacher, dessen Gedächtnis Strassburg gleichzeitig die grosse Ausstellung im Saale des Stadthauses weihte. Die Arbeiten Paul Leshorns und Ernest Schmitts fanden hierbei vielleicht nicht immer die verdiente Beachtung. Erfreulich war es, neben Bacher seinem Mitarbeiter am Liederbuch der «Singenden Jugend», Hans Matter, im Katharinensaal zu begegnen.

Die Glasmaler waren ausser durch die Arbeiten Ehrismanns durch tüchtige Leistungen L. Kempfs aus Türkheim und drei grosse Fenster aus der Werkstatt von Ott Frères in Strassburg vertreten.

Das eigentliche religiöse Tafelbild spielte in Colmar, zeitgemässer Strömung folgend, nur eine bescheidene Rolle.

L. K.

## Büchertisch

*P. Jacquemoth, Gedanken und Gedichte.* Gebweiler, Alsatia-Verlag 1934, 173 S.

Ein geschmackvoll ausgestattetes Buch, das einem durchweg Freude macht und in besinnlichen Stunden seelischen Gewinn zu bringen vermag. Tiefe Religiosität, innere Sicherheit und Reinheit, Ruhe und Einfachheit strömen von diesen Blättern aus. Das schöne Buch enthält einen warm empfundenen Gedicht-Zyklus «Das katholische Kirchenjahr», eine reizvolle, grössere Sagen-dichtung «Der ewige Jude und die Kathedrale in Metz», eine Reihe feinsinniger Gedichte «Aus Haus und Heimat», Gelegenheitsgedichte und einige ansprechende Prosastücke. Man freut sich aufrichtig, in dieser armseligen, veräusserlichten Zeit ein solches Buch zu erhalten und ist dem Dichter recht dankbar dafür.

H.

*Les Sœurs de la Charité de Strasbourg 1734—1934.* Die Barmherzigen Schwestern von Strassburg. Strasbourg, Edition de la Maison-Mère «La Toussaint», 1934.

Anlässlich der zweiten Jahrhundertfeier des Bestehens der Kongregation der Barmherzigen Schwestern von Strassburg, die hierzulande als Allerheiligen-Schwe-

stern» bestens bekannt sind, ist eine prächtige Festschrift erschienen. Diese enthält einen Textteil in beiden Sprachen und einen wundervollen Bilderanhang. An erster Stelle ist das Schreiben abgedruckt, das der Hochwürdigste Herr Bischof zur Jahrhundertfeier an die Generaloberin und die Schwestern der Kongregation gerichtet hat, die heute über 4000 Mitglieder in über 400 Anstalten zählt. Dann folgt ein inhaltsreicher Abriss der Geschichte der Kongregation in klarer, gefälliger Darstellung aus der Feder von Dr. E. C. Scherer, dem wir bereits zwei verdienstvolle Bücher verdanken über die Kongregation der Barmherzigen Schwestern zu Strassburg und über Ignatia Jorth, die aus dem Elsass stammende erste Generaloberin der Barmherzigen Schwestern in Bayern und Gründerin der Mutterhäuser von München, Innsbruck, Graz, Salzburg und Augsburg. Wunderbaren Glanz verleiht der Festschrift die reiche, wundervolle Sammlung von Bildern zur Kongregationsgeschichte, die Abbé Brauner besorgt und in künstlerischer Anordnung dargeboten hat. Die buchtechnische Ausstattung ist hervorragend schön und macht der Société d'Édition de la Basse-Alsace alle Ehre.

L.

*Otto Michaelis, Grenzlandkirche.* Eine evangelische Kirchengeschichte Elsass-Lothringens 1870—1918. Strassburg, Verlag Heitz & Cie, 1934, 192 Seiten.

In dieser wohl gelungenen Darstellung der evangelischen Kirche Elsass-Lothringens sind geschichtliches Werden, Gehalt und Ertrag von darstellungsgewandter Feder entworfen und eindrucksvoll mit ehrlichem Willen nach Sachlichkeit und Wahrhaftigkeit dargestellt. Dabei wurde das früher von Paul Grünberg gesammelte Material benutzt und auf Grund umfassender Literaturkenntnis und selbständiger Einzelforschung fleissig ergänzt und erweitert. So kam ein tüchtiges Buch zustande, mit dem der Verfasser der Kirchengeschichte seiner alten Heimat einen recht wertvollen Dienst geleistet hat. Es ist so besonnen geschrieben und doch so frisch, so gründlich und doch so lesbar, so reichhaltig und doch so knapp, dass es Theologen ernst studieren, aber auch weitere Kreise in genussreicher Lektüre sich vertraut machen können. Dankbar zu begrüßen ist das weite Zurückgreifen in die Zeit vor 1870, wodurch erst ein lebendiges Verständnis der folgenden Jahrzehnte ermöglicht wurde. Der Verfasser behandelt zunächst das Verhältnis von Kirche und Staat, das Verhältnis von Einheimischen und Eingewanderten im kirchlichen Leben, den Sprachenkampf der Kirche, Protestantismus und Katholizismus, Theologische Auseinandersetzungen, den Kampf gegen widerchristliche Strömungen und für Volkssittlichkeit und soziale Gerechtigkeit. Im Kernstück seines Buches befasst er sich mit der Aufbauarbeit dargestellt werden: Kirchenverfassung, Gemeindeorganisation, Gottesdienst, Innere Mission, Diasporapflege, Schrifttum, Kirchenmusik, Kirchenbau, Bibelverbreitung, Kirche und Schule, Ausbildung der Pfarrer, die Kirche im Krieg. Im Schlusskapitel werden hervorragende, führende Persönlichkeiten des elsässischen

Protestantismus gewürdigt, deren Porträts in schönen Bildrücken ins Buch eingestreut sind. Alles in allem: eine tüchtige Leistung, die allgemeine, dankbare Beachtung finden wird.

*Dr. Gustav Wethly, Henrik Ibsens Werk und Weltanschauung.* Einzelbetrachtungen. (Schriften der Elsass-Lothringischen Wissenschaftlichen Gesellschaft. Reihe C, Bd. 4). Strassburg, Selbstverlag der Gesellschaft, 1934, 94 Seiten.

Diese gehaltvollen Ibsenstudien geben uns ein in sich geschlossenes Gesamtbild von dem Werk und der Weltanschauung des weltberühmten norwegischen Dichters, der seinerzeit den Durchbruch des Naturalismus bewirkte, als er in seinen Dramen die gesamte menschliche Gesellschaft zu Gericht lud, menschliche Herzen bis in die innersten Tiefen blosslegte und über jedes einzelnen Leben und Taten in harten Worten, aber mit hoher künstlerischer Zucht das Urteil sprach. Wethlys geistvolles Buch zeugt von souveräner Beherrschung des Stoffes, es ist als reife Frucht durchaus selbständigen, dichterischen Erfassens aus jahrzehntelanger kritischer Beschäftigung mit des Dichters dramatischen Schicksals- und Menschenbildern herausgewachsen. Eingehend werden alle diejenigen Dramen besprochen, die das Gepräge seiner Persönlichkeit, seiner Weltanschauung und seiner Kunst am deutlichsten tragen. Die geschickt abgerundete Darstellung gliedert sich in folgende Kapitel: Ibsen und sein Werk. Allgemeines — Wenn wir Toten erwachen: Epilog und Beichte. Uebersicht über Ibsens Gesamtchaffen — Ibsen der nationale Dichter — Ibsen, der Streiter gegen Halbheit und Kompromisschriftentum — Die Tragödie zweier Frauen — Ibsen der Volksfeind — Die symbolischen Dramen. Ein überaus reizvoller Stoff hat hier mit seltener Gründlichkeit eine ebenso reizvolle Behandlung gefunden. L.

## Vogesen-Wanderungen

*Cernay — Uffholtz — Wattwiller — Sandgrubenkopf — Cantine — Chapelle Sicurani — Ferme Kohlschlag — Croix Zimmermann — Wuenheim — Soultz.*

Gehzeit: 5<sup>1</sup>/<sub>4</sub> Std.

a) Cernay — Cantine. 1<sup>3</sup>/<sub>4</sub> Std.

Vom Bahnhof der rue de la gare rechts in den Ort folgen. Nach 10. Min. bei einem Laufbrunnen, bei der Kirche, geradeaus. Bald eine Strasse kreuzen und der rue du Vieil Armand folgen. Nach 4 Min. eine Strasse kreuzen und dem Faubourg d'Uffholtz folgen. In weiteren 4 Min. am grossen Militärfriedhof. Hier geradeaus weiter und nach 6 Min. in Uffholtz beim Hôtel Frantz ((Soleil) links der rue du Ballon folgen. Nach 2 Min. am Friedhof rechts dem chemin de Wattwiller folgen. Markierung: gelber Strich. Bald eine Strasse kreuzen und nun ständig breiter Fahrweg geradeaus durch die Reben. Nach 20 Min. bei der Kirche in Wattwiller rechts. Bei Teilung rechts und bald darauf links. Markierung: gelb-weiss bis zur Cantine. Nach 3 Min. links aufwärts. (Rechts führt eine Markierung: weiss-gelb-weiss nach Thierenbach). Nach 2 Min. bei Teilung rechts. Nach 10 Min. Fahrweg rechts und bald bei Teilung links. Nach 8 Min. bei Teilung links Pfad aufwärts. Der Pfad ist anfangs etwas steil, führt aber dann bequem in 25 Min. zur Cantine. Wirtschaft und Kriegsmuseum.

b) Cantine — Ferme Kohlschlag. 1<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Std.

Von der Cantine dem Fahrweg aufwärts folgen. Nach 10 Min. rechts Pfad. (Links aufwärts führt die Markierung gelb-weiss zum grossen Kreuz auf dem Hartmannswillerkopf). Nach 20 Min. bei Pfadteilung links aufw. (Rechts abwärts Pfad nach Wuenheim). Nach 35 Min. rechts abwärts einen Fahrweg kreuzen und Pfad aufwärts. Bald bei Teilung rechts. Nach 5 Min. bei Teilung links aufwärts. Bei nochmaliger Teilung rechts in 10 Min. zur Chapelle Sicurani. Die Kapelle wurde während des Krieges zur Erinnerung des französischen Hauptmanns Sicurani und seiner Kameraden errichtet.

Von der Kapelle dem Pfad links aufwärts folgen. Markierung: rotes Dreieck. (Rechts dasselbe Zeichen über das Hartfelsenschloss nach Soultz). In 15 Min. an der Ferme Kohlschlag. Wirtschaft.

c) Ferme Kohlschlag — Soultz. 2 Std.

Bei der Ferme Fahrweg rechts abwärts und bei Teilung links. Nach 20 Min. bei Wegeteilung rechts. Der Pfad führt an einem Wasserfall abwärts und erreicht, an einer Schutzhütte vorbei, in 15 Min. das Zimmermannskreuz. Nun Strasse links abwärts. Nach 25 Min. bei Teilung rechts abwärts. In 20 Min. in Wuenheim und in 35 Min. in Soultz.

Alfred Gaessler



# Hôtels recommandés

## Ferme du Markstein

1100 mètres d'altitude

Inhaber : Alfred **DIERSTEIN**

Stations Lautenbach — St. Amarin — Wesserling — Krüth. A proximité du Grand Ballon et lac du Lauchen. — Hauptverkehrspunkt der Routes des Crêtes. — Repas à toute heure froid et chaud. — Pension et chambres. — Cure de lait.

### Hôtel-Restaurant

**Ferme Rimlishof** an der Strasse Guebwiller-Murbach. Vielbesuchter Ausflugsort. Angenehmer Ferienaufenthalt in schönster Lage. Gute bürgerliche Küche, kalte und warme Speisen zu jeder Tageszeit. Komfortable Zimmer mit fliessendem Wasser kalt und warm. Gemütlicher Alt-Elsässer Speisesaal. Grosser Saal mit sonniger Terasse für Sociétés. Erstklassige elsässische und französische Weine. Tél. Buhl 06  
Propriétaire : Blaser-Probst.

### Hôtel-Restaurant de l'Agneau Blanc

**Lautenbach** près Guebwiller (Haut-Rhin), Téléphone 115 Guebwiller. R. C. Colmar 6876. Déjeuners et Diners à toute heure — Renommée pour truites et carpes — Pension — Chambres confortables — Salles pour sociétés — Centre d'excursions — Autos-Garage. Victor Bordmann.

### Restaurant Xavier Seiller (Seiller-Weiher).

**Guebwiller** Téléphone 117. Cuisine et Cave renommées. „Bière Suprême“ de Colmar. Spécialité Carpes frites. Beau jardin et grand étang avec barques. Chambres et Pension. Séjour agréable pour Touristes et Sociétés'

### Hôtel-Restaurant National.

**Haguenau** Place de la gare, rue St. Georges.  
Propriétaire : J. Lindecker.

### Hôtel Stauffer

**Le Hohwald** altitude 650 m. Téléph. 5. En excursion, en auto, pour votre séjour, visitez l'Hôtel Stauffer. Prix très modérés. Jardin, terrasse, garage. Chauffage central. Halte (pl. p. autos). Bien à recommander. Bien agrandi par construction nouvelle.

Ch. Stauffer.

## GRANDS VINS D'ALSACE

Administration des

## Domaines Viticoles Schlumberger

GUEBWILLER (Alsace)

Propriété dépassant 100 hectares de vignes

Ses Gentil, Riesling, Kitterlé, Mousse d'Alsace

## Hôtel de l'Etang de Hanau.

Hôtel Hanauer Weier.

Mittelpunkt herrlicher Ausflüge. Bahnstation: Bannstein oder Philippsbourg. Kalte und warme Speisen zu jeder Tageszeit. Forellen, Geflügel, Bürejambo und Bürebrot. Idealer Badeplatz (Hanau Plage), Kahnfahrten, Fremdenzimmer, Pension. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte auf Verlangen.

Prop. : Gustave Kunder (Tel. Philippsbourg Nr. 8).

### Hôtel du cheval blanc.

**Lembach** Agréablement situé au milieu de 9 châteaux A proximité du Fleckenstein, Hohenburg Wegelnburg. Ancienne maison. Pension et belles chambres. Recommandée aux Sociétés et touristes. Autogarage. E. Mischler

### Hôtel du Lion.

**Schönau** à la frontière d'Alsace-Palatinat.  
O. Mischler.

### Hôtel de la Chaîne d'or (Kette)

**Niederbronn-les-Bains** Téléphone 50. Grande salle pour sociétés. Eau courant chaud et froid dans toutes les chambres, chauffage central. Maison recommandée aux voyageurs et touristes.

Prop. : Mad. Vve A. Kieffer-Jund.

### Hôtel Lac de Lauch (Lauchensee)

**Lauchensee** 945 m alt. Stations: Lautenbach, Metzeral et Krüth. A proximité du Ballon, Markstein, Vallée de Guebwiller. Bonne cuisine, froid et chaud à toute heure. Pension et chambres. Téléphone Guebwiller.

Prop. : Beyer.

### Hôtel-Restaurant Fischer

**Lautenbach-Zell** à 10 min. de la gare de Lautenbach. Déjeuners et Diners à toute heure. Vins d'Alsace et de France. Chambres confortables. Cuisine renommée. Spécialité: Carpes et Truites. Grande Salle. Electricité. Téléph. Prop. : Mme. Vve. Adolphe Fischer.

## Morsbronn-les-Bains

CONTRE GOUTTE - SCIATIQUE

RHUMATISMES

Grande Terrasse

Demandez renseignements à LA DIRECTION DU BAIN THERMAL.

EXIGEZ PARTOUT LES

# BIERES DE COLMAR

LES MEILLEURES D'ALSACE

SOLISANA GUEBWILLER.

### Privates Kurhaus für Erholungsbedürftige

innere Kranke und nervös Leidende, Diät-Kuren,  
Bäderbehandlung, natürliche und künstliche  
Sonnenbäder, Massage etc.

Seelische Krankenbehandlung (Psychotherapie).  
Keine Geisteskranke. - Keine Lungenkranke.

Auf Wunsch Prospekt.      Téléphone 258.

### Hôtel de la Pépinière

**Ribeauvillé** (Haut-Rhin), route de Sainte Marie a/M.  
30 minutes de Ribeauvillé. Cure d'air.  
400 m d'altitude. Situé dans la plus jolie contrée de la vallée  
de Strengbach; entouré de forêts de sapins. Centre d'ex-  
cursion. 25 chambres, 40 lits, confort moderne. Téléphone  
La Pépinière.      E. Weber, propriétaire.

### Hôtel du Château

**Wangenhourg** (anc. propriété privée) — Alt. 500 m —  
Téléphone No. 1 — Gare Romanswiller  
(Ligne Saverne - Molsheim) — Site merveilleux dans un  
grand Parc de 4 ha — Tout confort moderne — Terrasses  
ombragées — Ouvert toute l'année — Prix réduits avant  
et après saison.      Propr.: G. Schneider.

Visitez la Vallée alpine du

## MONTAFON

tout près du lac de Constance

Posthotel „Taube“ à Schruns

(Voralberg) Autriche

Propriétaire: P. NELS de Thionville

Tout confort.

Prix modérés.

### Ferme Thierenbach - Hotel Notre Dame

(Am Fusse des Hartmannsweilerkopfes)

Berühmter Wallfahrtsort - Vielbesuchter Ausflugsort

Angenehmer Ferienaufenthalt in gesunder Lage.

Gute bürgerliche Küche. Comfortable Zimmer mit fließendem  
Wasser, Badezimmer, grosser und kleiner Saal für Vereine, Ge-  
sellschaften, Hochzeiten etc. Grosse Terrasse. Gepflegter Keller,  
französische und elsässische Weine bester Sorten.

Teleph. Guebwiller 301.

Prepr. Mme. Vonesch-Biecheler

### Alsatica-Sammler

Zu verkaufen eine Sammlung «Le Grand Messager  
Boîteux» de Strasbourg von 1802 ab, als ganze Collec-  
tion oder als einzelne Jahrgänge.

Mme. Hagemüller Hesselbacher, 11, rue des  
cloches, Colmar.

Wenn Sie nur erstklassige Waren zu den billigsten  
Preisen kaufen wollen, dann kommen Sie zu uns.  
Sie finden eine Riesenauswahl in jeder Abteilung.

Grands Magasins du

# GLOBE

Rue du Sauvage - Mulhouse - Chaussée de Dornach